

Erscheint täglich außer Sonntags.
Zusätzlich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3
Fernsprecher: Dönhoff 292-297

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einspaltige Nonpareillezeile
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postcheckkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37 536. — Der Verlag behält sich das
Recht der Ablehnung nicht genehmer Anzeigen vor!

Abrüstungskonferenz in London

Henderson als Präsident?

London, 7. April.
Der diplomatische Korrespondent des Daily Herald schreibt: Auf dem Kontinent gewinnt die Ansicht immer mehr Boden, daß London der geeignetste Platz für den Zusammentritt der allgemeinen Abrüstungskonferenz im nächsten Jahre sein würde. Niemand glaubt recht daran, daß Genf imstande ist, 3000 bis 4000 Delegierte, Sekretäre, Sachverständige und Pressevertreter unterzubringen. Auch gegen Barcelona und Biarritz und die übrigen Städte, die sich angeboten haben, bestehen offenbar Bedenken. Man ist der Meinung, daß nur eine große Stadt die Konferenz beherbergen kann, und von allen großen Städten dürfte London am besten geeignet sein.

Offenheit über alle Rüstungen! Deutsches Verlangen in Genf.

Genf, 7. April. (Eigenbericht.)
In einem Brief vom 27. März hat die deutsche Regierung beim Generalsekretär des Völkerbundes den Antrag gestellt, die Frage der Aufstellung und Beantwortung eines vollständigen Fragebogens über den Stand der Rüstungen in allen Staaten auf die Tagesordnung der Ratstagung im Mai zu setzen.

Bekanntlich hat der Rat im Januar beschlossen, der Abrüstungskonferenz das nötige Material über die bestehenden Rüstungen u. a. auch durch eine Umfrage zu verschaffen, die allen Regierungen zugesandt werden sollte. England hat inzwischen bereits vorgeschlagen, für diese Befragung einfach die Tabellen zu verwenden, die dem Entwurf der Abrüstungskonvention angeheftet sind. Die deutsche Regierung stimmt mit Englands Meinung dahin überein, daß ein für alle gleicher Fragebogen verwendet werden sollte, da allein Tabellen, die nach den gleichen Prinzipien aufgestellt seien, der Konferenz einen Vergleich des Rüstungsstandes der verschiedenen Staaten und eine Berechnung des inneren Verhältnisses der Rüstungsausgaben zu den Budgets gestatten können. Darüber hinaus will aber Deutschland, daß alle Staaten zu den gleichen Angaben verpflichtet würden und so die Fragebogen auch über die Budgetausgaben hinaus sämtliche vorhandenen Rüstungen, das lagernde Material und die ausgebildeten Reserven enthalten sollen. Aus diesem letzteren Grunde vor allem wird die erneute Beschlussfassung durch die 63. Ratstagung beantragt.

Macdonalds Einladung an Brüning

Briand lehnt ab, Paris ist verstimmt

Paris, 7. April. (Eigenbericht.)
Die Einladung Hendersons an Brüning und Curtius, Anfang Mai nach London zu kommen, hat hier großes Aufsehen erregt und wird in der Presse im allgemeinen als unpassend bezeichnet.
Das nationalistische „Journal“ erklärt, Henderson wolle auch in der Angelegenheit des deutsch-österreichischen Zollabkommens die Schiedsrichterrolle übernehmen, wozu er aber nicht geeignet sei, da es ihm an Unparteilichkeit fehle. Der Konflikt könne nur in Genf in Anwesenheit der Hauptbeteiligten, nämlich der Staaten der Kleinen Entente, geregelt werden. Auch das radikale „Oeuvre“ hält den gegenwärtigen Zeitpunkt zu schlecht gewählt, da Brüning und Curtius in London den Eindruck erhaltea könnten, daß England sich in Genf dem deutsch-österreichischen Plan nicht entschieden widersetzen werde. Ihre Unnachgiebigkeit würde also dadurch nur gestärkt werden. Wie das Blatt ferner mitteilt, soll Briand eine an ihn ergangene ähnliche Einladung abgelehnt haben, weil er eine solche Zusammenkunft wenige Tage vor der Genfer Ratstagung, auf der die deutsch-österreichische Zollvereinbarung erörtert werden soll, für unopportun hält. Als wahren Grund für die Einladung sieht die französische Presse den Wunsch Hendersons an, sich für die bevorstehende Abrüstungskonferenz den Vorzug zu sichern.

Der Besuch von Brüning und Curtius bei Macdonald war schon seit längerer Zeit in Aussicht genommen. Mit dem österreichisch-deutschen Zollunionsplan hatte diese Einladung nicht das geringste zu tun, sie war schon erfolgt, noch ehe von der Zollunion die Rede war. Sie danach zurückzuziehen, wäre eine Väterlichkeit gewesen: Minister sind doch nicht kleine Kinder, die man durch das Versprechen eine Reise belohnt, aber mit Zuhausebleiben bestraft, wenn sie unartig gemessen sind.

Wie die kleinen Kinder benehmen sich jedoch diejenigen französischen Journalisten, die jetzt ein Wehgeheul erheben, weil Macdonald die beiden Deutschen eingeladen hat. Wollte man sie als berufenen Vertreter des französischen Geistes betrachten, so würde dieser Geist durch ihr Verhalten weder an Sympathie noch an Achtung gewinnen. Unter vernünftigen Menschen kann man doch wahrhaftig nichts dabei finden, wenn sich Minister verschiedener Länder irgend-

wo treffen, miteinander ein Glas Tee trinken und dabei über allerhand interessante Dinge sprechen. Solche Zusammenkünfte müßten eigentlich etwas Selbstverständliches sein, auch dann, wenn — was wir im deutsch-englischen Fall nicht annehmen wollen — starke soziale Meinungsverschiedenheiten vorhanden sind.

Als die Nachricht von der Einladung nach Chequers bekannt wurde, wird sich jeder Freund der deutsch-französischen Verständigung gefragt haben, warum nicht eine ähnliche Einladung nach Frankreich möglich sein soll. Die Antwort auf diese Frage gibt jener Teil der Pariser Presse, der jetzt die englische Einladung so ungünstig beurteilt. Aus ihm spricht eine Stimmung der verkniffenen Gehässigkeit, die sich von der großzügig gefassten Art der englischen Arbeiterregierung auf das peinlichste abhebt.

Man kann gewiß über die Bedeutung des österreichisch-deutschen Zollunionsplanes verschiedener Meinung sein, man kann auch finden, daß seine Vorbereitung kein diplomatisches Meisterwerk war — aber die dadurch entstandenen Schwierigkeiten sind nicht so groß, daß man sie nicht durch ruhige Ueberlegung und ein bißchen gegenseitiges Wohlwollen beseitigen könnte. Die Aufgeregten von Paris läßt gut, etwas weniger Eifer und schlechte Laune zu zeigen!

Forderungen der Mieter. Preussische Mietertagung in Magdeburg.

Der Landesverband Preußen im Reichsbund Deutscher Mieter hielt am Sonntag in Magdeburg eine Delegiertentagung ab. Landesverbandsvorsitzender Dzyel hielt einen Vortrag über die mieterpolitische Lage und die Forderungen der Mieterschaft. Er gab in großen Zügen einen Rückblick auf die Entstehungsgeschichte des Mieterschutzes seit dem Jahre 1914 und wies darauf hin, daß der Schutz der Wohnung von der Militärregierung des Krieges als Notwendigkeit erkannt war. Diese ursprüngliche Forderung der Regierung fand Verankerung in den Mieterschutzgesetzen von 1922/23, und es blieb den nachfolgenden Regierungen des Reiches und der Länder vorbehalten, diesen Schutz mehr und mehr abzubauen, bis durch die Notverordnung vom 1. Dezember 1930 seine kümmerlichen Reste fast gänzlich vernichtet wurden. Der Referent ging im einzelnen auf die Verschlechterung der Notverordnung ein und forderte ein soziales Miet- und Wohnrecht als Dauerrecht für alle Zukunft.

Der Mietertag nahm eine Reihe von Entschliessungen an. Unter anderem wird ein Mieterschutzgesetz gefordert:

„Für das Gebiet des preussischen Staates ist die Lösung der Frage der Mieterschutz besonders dringlich, weil dem Hausbesitz durch den für die Hauszinssteuer in Preußen geltenden Veranlagungsmodus alljährlich mehrere hundert Millionen Mark Zwischengewinne zugeführt werden, die der Staat im Interesse der steuerlichen Gerechtigkeit zur Mieterschutz verwenden müßte. Die Verfassungen richten an die preussische Staatsregierung und an die Parteien des Landtags das dringende Ersuchen, durch entsprechende Beschlüsse und durch geeignete Maßnahmen gegenüber der Reichsregierung die baldige Durchführung der Mieterschutz zu unterstützen.“

Weiter wendet sich der Mietertag gegen die Lockerung des Mieterschutzes und erhebt die Forderung, daß den Mietern durch das künftige soziale Miet- und Wohnrecht nicht nur ein Kündigungsschutz gewährt wird, sondern darüber hinaus auch ein Schutz vor übermäßiger Steigerung der Miete.

Die Hauszinssteuer, so wird ferner gefordert, soll nur zu Zwecken des Wohnungsbaues verwendet werden. Die Einkommensgrenzen für die Anträge auf Stundung und Erlaß der Hauszinssteuer soll heraufgesetzt werden, um der wirtschaftlichen Not der Mieterschaft mehr als bisher gerecht zu werden.

Neben der erhöhten Miete leiden die Neubausmieter erheblich darunter, daß ihnen vielfach auch bei Neubauten, die mit Hilfe von Mitteln aus der Hauszinssteuer errichtet worden sind, erhebliche Beiträge in Form von Baukostenzuschüssen, Mieterdarlehen, Kauttionen u. dgl. abgenommen werden, deren Rückzahlung in keiner Weise gesichert ist. Diese Beträge

Tragödie auf der Landstraße.

Zwei Todesopfer.

Nürnberg, 7. April.

Am Abend des zweiten Osterfesttages hörten auf der Landstraße zwischen Nürnberg und dem Vorort Leih Radfahrer plötzlich Schüsse fallen und sanden kurz darauf zwei Personen, einen Mann und eine Frau, auf der Straße in ihrem Blute. Ein Schuß von rückwärts in den Kopf hatte den Tod der Frau zur Folge, während sich ihr Begleiter durch einen Schuß in den Mund getötet hatte. Man fand auch die Waffe, einen alten Trommelrevolver, in der Hand des Mannes. Ueber die Beweggründe und Einzelheiten der Tat müssen erst die polizeilichen Recherchen Aufschluß geben.

Fünf Menschen ermordet.

Grauenhafte Blutat in der Osternacht.

Belgrad, 7. April.

Ein fünfacher grauenhafter Mord ist in der Nacht auf Ostermontag in Kamalica bei Marburg in Slowenien verübt worden. Der wohlhabende Bauer Alois Dobaj bewahrte eine größere Summe Geldes in seinem Hause auf, von deren Vorhandensein ein unbekannter Verbrecher offenbar gewußt hat, der in die Wohnung eindrang, zunächst den schlafenden Bauern mit einer Hacke erschlug und weiter die siebzehnjährige Schwester des Bauern, sowie zwei erwachsene Töchter und einen Knaben ermordete. Er ergriff mit dem geraubten Gelde die Flucht. Im Hofe stieß er mit dem gerade heimkehrenden Sohn des Bauern zusammen, den er gleichfalls bedrohte. Der Mörder konnte unerkannt entkommen.

Blinder Gehorsam



wird jetzt durch besondere Einrichtungen in der G.A. wieder hergestellt

werden vielmehr von den Bauherren als Eigenkapital verwendet und gehen in den zahlreichen Fällen des finanziellen Zusammenbruchs der Bauherren fast immer restlos verloren. Deshalb fordert der Mieterlag, die preussische Staatsregierung möge durch entsprechende Anweisungen an die geldgebenden Stellen dafür Sorge tragen, daß die von den Mietern in solchen Fällen eingezahlten Beiträge unbedingt sichergestellt werden, so daß sie auch im Falle des finanziellen Zusammenbruchs des Bauherren dem Mieter nicht verloren gehen können. Ferner wird gefordert, daß die geldgebenden Behörden angewiesen werden, den Bauherren, die mit Hilfe von Hauszinssteuermitteln bauen, bestimmte Auflagen bezüglich der Mietzinshöhe und der Bestimmungen des Mietvertrages zu machen, damit der Entrechtung und der Ueberverurteilung der Reu-kaumietler ein Ende gemacht wird.

Das Spiel von Braunschweig. Eine verpuffte Kommuniftenaktion.

Braunschweig, 7. April. (Eigenbericht.)

Die trotz Verbots von der SPD. in Braunschweig verbotene Jugenddemonstration für Nordwestdeutschland wies eine sehr geringe Beteiligung auf. Kaum tausend kommunistische Anhänger wurden auf die Weine gebracht. Abschreckend hatten die Massenverhaftungen gewirkt, die seit letzten Donnerstag ununterbrochen wegen Teilnahme an verbotenen Demonstrationen erfolgten und über die wir bereits berichteten. Insgesamt waren in die Braunschweiger und Wolfenbütteler Untersuchungsgefängnisse 437 Kommunisten eingeliefert, die bis auf wenige am Osterdienstag alle wieder entlassen worden sind. Mehrere haben sich wegen verbotener Waffentragens, einer wegen eines tätlichen Angriffs auf einen Polizeiwachmeister zu verantworten. Wie gewissenslos die SPD-Führung gehandelt hat, erhellt aus der Tatsache, daß die auswärtigen Teilnehmer völlig mittellos in Braunschweig herumirren.

Hamburg, 7. April. (Eigenbericht.)

Als mehrere hundert Kommunisten hier am Osterdonnerstag eine Demonstration veranstalten wollten und sich die Polizei ihnen entgegenstellte, wurden die Beamten von den Demonstranten tätlich angegriffen. Ein Beamter wurde durch einen Hieb über den Kopf schwer verletzt. Vier Kommunisten, darunter der Täter, wurden festgenommen.

Die Schule und die Wirtschaft.

Vertreterversammlung des Preussischen Lehrervereins.

Das Gesicht der Schule ist durch die Entwicklung der Wirtschaft in den letzten Jahren in weitgehendem Maße umgeformt worden. Die Schule ist aus den engen Grenzen, die ihr als reine Lernschule ehebem gezogen waren, herausgetreten. Sie versucht jetzt den Anforderungen gerecht zu werden, die das moderne Leben des Volkes und Staates an sie stellt. Damit tritt immer deutlicher das Problem der wechselseitigen Ergänzung von Volksschule und Berufsschule in den Vordergrund. Zu dieser Frage will daher der Preussische Lehrerverein, die größte Landesorganisation der Lehrerschaft, in der Zeit vom 9. bis 11. April auf seiner 10. Vertreterversammlung in Koblenz Stellung nehmen. „Die Volksschule und Berufsschule nach Aufgabe, Aufbau und Reich“ ist das Hauptthema der Tagung. Daneben soll auch der Ausbau der Volksschule zur besonderen Erörterung kommen. Diese Frage ist bereits in einem besonderen Ausschuss des Vereins, dem führende Schulmänner aus dem ganzen Lande angehören, durchgearbeitet worden, und der Vertreterversammlung wird ein Ausbauplan vorgelegt, der die Deffektivität stark intereffieren dürfte. Der Koblenzer Tagung kommt aber besondere Bedeutung zu.

„Nationale“ brauchen Polen.

Mecklenburg-schwerinische Staatsregierung wünscht Mehrbewilligung ausländischer Landarbeiter.

Wegen die Beschäftigung ausländischer Landarbeiter in dem bisherigen Umfang haben sich nicht nur die Landarbeiterorganisationen, sondern auch die Freistaaten ausgesprochen, in denen Sozialdemokraten in der Regierung sitzen. Besonders Versehen hat mit seiner abnehmenden Auffassung nicht zurückgehalten. Anders die Rechtsregierung des Freistaates Mecklenburg-Schwerin. Sie findet nichts dabei, sich in einer Zeit größter Arbeitslosigkeit unter den deutschen Landarbeitern dafür stark zu machen, daß die Zahl der für Mecklenburg-Schwerin genehmigten ausländischen Landarbeiter eine Erhöhung erfährt. Einzelheiten darüber wurden in der Sitzung des Mecklenburg-schwerinischen Landtages am 18. März von dem Gauleiter des Deutschen Landarbeiter-Bundes in Rostock mitgeteilt. Danach ist die Mecklenburg-schwerinische Gesandtschaft in Berlin durch die mecklenburg-schwerinische Staatsregierung angewiesen worden, im Reichsrat bei den Verhandlungen über das Ausländerkontingent für 1931 dafür einzutreten, daß Mecklenburg-Schwerin außer den 6000 bewilligten ausländischen Landarbeitern weitere 1500 erhält. Mit demselben Ansuchen ist die Regierung auch an das Bundesarbeitsamt Nordmark herangekommen.

Das Verhalten der Rechtsregierung des Freistaates Mecklenburg-Schwerin ist ausschließlich im Sinne der landwirtschaftlichen Arbeitgeber gelegen. Ihnen kann die Zahl der genehmigten ausländischen Landarbeiter nicht hoch genug sein, weil es ihnen darauf ankommt, recht viele gefällige und bähige Arbeitskräfte zur Verfügung zu haben. Am angenehmsten wäre es ihnen, die Kontingentierung der Beschäftigung ausländischer Landarbeiter würde überhaupt verschwinden.

London—Kapstadt in sechs Tagen.

Das Leben eines vom Glück begünstigten Menschen.

London, 7. April.

Der Fliegermillionär Glen Aldson ist auf seinem Rekordfluge London—Kapstadt am Montag um 17 Uhr östlicher Zeit an seinem Ziele glatt gelandet. Aldson hatte London am Dienstag voriger Woche in der Absicht verlassen, Kapstadt in sechs Tagen zu erreichen. Er hätte die 13 700 Kilometer lange Strecke wahrscheinlich in noch kürzerer Zeit zurückgelegt, wenn er nicht am Sonntag kurz vor seinem Ziele eine Notlandung hätte vornehmen müssen. Er beabsichtigte, dem englischen Luftfahrtministerium zu beweisen, daß die von diesem für die Strecke London—Kapstadt vorgesehene Flugzeit von 12 Tagen viel zu lang sei.

Kapitän Aldson hat in seinem bisherigen Leben ein außergewöhnliches Glück gehabt. Im September 1914 war er als fünfzehnjähriger Seekadett auf dem englischen Kreuzer „Hogue“, der durch das deutsche U-Bootboot U 9 (Kapitän Weddigen) torpediert wurde, Aldson wurde nach 2½stündigem Schwimmen an Bord

Leichenschändung als Vergnügen

Kommunistischer Jugendtag travestiert das Leichenbegängnis Hermann Müllers

Ist man kommunistische Wüter, so erfährt man aus ihnen, daß seit dem Erlass der Notverordnung am 28. März in Deutschland der Faschismus herrscht und daß jede oppositionelle Meinung, besonders die kommunistische, grausam unterdrückt wird. Die Leser nehmen das ganz richtiges, obwohl sie sich selber sagen könnten, daß in einem Lande, in dem der Faschismus wirklich herrscht, kommunistische Zeitungen ja gar nicht erscheinen und noch weniger so lungenstrählig schimpfen können, wie das allzütlich noch hierzulande geschieht.

In der „Roten Fahne“ vom Sonntag veröffentlicht Ernst Thälmann einen Gruß an den kommunistischen Reichsjugendtag in Frankfurt (Main), in dem er erklärt: „Die Bourgeoisie und die Sozialdemokratische Partei wollen die Arbeiterjugend mit brutaler Macht niederhalten.“ Und Willi Münzenberg deklariert mit J. C. Mackay: „Ihr könnt das Wort verbieten, ihr könnt nicht den Geist!“

Run, das Wort ist nicht verboten: der kommunistische Jugendtag hat in Frankfurt a. M. stattgefunden. U. a. hat ein zwölft-jähriges Mädchen eine Rede gegen die verruchte SPD. gehalten, ohne in diesem kindlichen Vergnügen gestört zu werden. Wie war es mit dem „Geist“?

Darüber berichtet die „Frankfurter Zeitung“:

Ein Junge aus der Spielgarde kündigt einen „Song“ an, in dem ein bedeutender SPD-Minister beklagt werde, der kürzlich gestorben sei. Der Anführer verbietet sich und sagt, es sei natürlich kein Minister der SPD, sondern ein türkischer Minister. Von Deutschland dürfe man ja nicht sprechen.

Der Minister bleibe Aman Mulla. Alles wieder vor Sachem. Man weiß Bescheid.

Die Truppe marschiert dann mit einem Sarg aus vier Holzplatten, ein schwarzes Tuch darüber, auf.

Mit Musik. Aman Mulla, der das Volk hungern ließ, die Jugend niederknüppelte, dafür aber Panzerkreuzer baute. Immer wieder heult ein Spieler dazwischen „Aman Mulla“, während die anderen sich vor Schmerz krümmen und laut heulen. Schließlich wird dann Aman Mulla befeinigt, daß er zum Teufel fahren könne.

Am Saal ist unter den Bernünftigen ein peinliches Schweigen eingetreten. Die Mehrzahl kratzt vor Lust, daß die Handflächen brennen.

Nach dem Bericht der „Frankfurter Zeitung“ ist anzunehmen, daß die Polizei erst nach Beendigung dieser dramatischen Darbietung eingeschritten ist. Und zwar hat sie sich darauf beschränkt, eine Warnung zu erlassen und der Spielgarde ein weiteres Auftreten zu verbieten. Aufgelöst wurde die Versammlung nicht.

Die „Rote Fahne“ wird morgen heulen, wir hätten denunziert und wünschten eine schärfere Anwendung der Notverordnung. Demgegenüber stellen wir in aller Ruhe fest, daß wir für Deutschland weder italienische noch russische Zustände wollen und weiter das unsere tun werden, damit sie nicht eintreten. Mit der Unfreiheit der Kommunisten in Deutschland kann es aber nicht sehr arg sein, wenn ihnen noch erlaubt ist, solche schmutzigen Vausbübereien zu begehen wie die in Frankfurt vorgekommenen.

des Kreuzers „Aboulik“ gerettet, der sofort darauf von demselben deutschen U-Boot torpediert wurde. Der Seekadett Aldson konnte wiederum gerettet werden. 1927 brach sein Motorrennboot in Hundertkilometersgeschwindigkeit auf dem Solent (Süd-England) auseinander und sank. Aldson wurde gerettet. 1928 stürzte er am Weißen Nil mit demselben Flugzeug ab, aus dem später der belgische Millionär Loemenstein durch Abbringen Selbstmord beging. Aldson wurde wiederum gerettet. 1929 raste er mit 166 Kilometer Geschwindigkeit bei dem Kampf um die Ulster Tourist Trophy in eine Heide, um ein paar Tage später auf der Rennbahn in Dublin mit knapper Not dem Tode zu entgehen. Bei dem Meopham-Unglück 1930, bei dem verschiedene bekannte Persönlichkeiten der englischen Gesellschaft durch Absturz des Flugzeuges ihr Leben verloren, war er der einzige Ueberlebende. Er fuhr trotz erheblicher Brandwunden, nachdem er Hilfe herbeigeholt hatte, nach dem Flugplatz Cranbury zurück, wo er sich zur Weiterfahrt ein Sonderflugzeug mietete, um seine Nerven zu „beruhigen“. Verschiedene andere abenteuerliche Errettungen aus Lebensgefahr auf Großwildjagd in Afrika usw. sind in dieser kurzen Liste nicht enthalten.

Auf der Osterfahrt verunglückt.

Mehrere tödliche Motorradunfälle.

Straßburg, 7. April. (Eigenbericht.)

Heute vormittag ereignete sich auf der Chaux-de-Fonds-Allee (Rügen) ein schweres Motorradunglück. Zwischen Ramin und Allee stürzte der Motorradfahrer Helm aus Scharde so unglücklich, daß er auf der Stelle tot war. Die Mitfahrerin, seine Frau, erlitt schwere Verletzungen und mußte in das Krankenhaus Bergen geschickt werden. Von der Polizeibehörde wurde die Leiche beschlagnahmt. Die Ursache dieses furchtbaren Unglücks ist noch nicht einwandfrei festgestellt.

Der Tischlermeister Lorenz aus Straßburg hatte mit seiner Ehefrau eine Osterfahrt nach Rügen unternommen. Auf der Chaux-de-Fonds-Allee zwischen Bergen und Biehow geriet das Rad ins Schleudern. Der Fahrer verlor die Gewalt über die Maschine und stürzte. Seine 60jährige Frau lag in großem Bogen vom Rad und blieb mit zertrümmerter Schädeldecke liegen. Der Fahrer wurde schwer verletzt und bekam Schreitkrämpfe als er seine mit dem Tode ringende Frau liegen sah. Er wurde in das Krankenhaus Bergen geschickt.

Unter den Rädern der Lokomotive.

Auf entsetzliche Weise verübte in der vergangenen Nacht der 34jährige Oberanglermeister Hermann Hagen aus der Hohenfriedbergstr. 80 in Schönberg auf dem Anhalter Güterbahnhof Selbstmord. Offenbar in einem Anfall von Geistesstörung legte sich Hagen quer über die Schienen und ließ sich von einer Rangierlokomotive den Kopf abfahren. — Von der Eisenbahnbrücke in der Bahnhofstraße, unweit des Bahnhofes Gesundbrunnen, sprang der 26jährige Bühnenarbeiter Paul Meyer aus der Kolonie „Sandweg“ auf die Schienen der Ringbahn hinab. M. wurde auf der Stelle getötet.

Berfunken und vergessen.

Unbekannte Ertrunkene.

In den letzten Tagen sind aus Berliner Gewässern eine Reihe Ertrunkener geborgen worden, deren Persönlichkeiten noch nicht festgestellt werden konnten.

Aus dem Humboldthafen wurde die Leiche eines etwa 60 Jahre alten Mannes geborgen, der vielleicht Händler gewesen ist. Der Tote ist 1,86 Meter groß, hat schwarzes Haar, zahntosen Oberkiefer und Zahnlücken im Unterkiefer und trug ein graues Jackett aus schwerem Drillstoff, eine Wolljacke, graubraunen Sweater und schwarzweißen Schal. Er kann etwa drei Wochen im Wasser gelegen haben. In seiner Tasche fand man ein 50-Gramm-Refingewicht, das in den Jahren 1924, 1926 und 1928 geeicht ist. Ein anderer unbekannter Mann wurde an der Manbijoubrücke gelandet. Er ist etwa 40 Jahre alt, 1,72 Meter groß, hat schwarzes Haar, glattrasiertes Gesicht und lückenhafte Zähne. Er trug ein blaues Marinejackett, dunkle Hose, Ratounerwäsche, graue Strümpfe und schwarze Schnürschuhe. Auf dem Rücken hatte er einen Rucksack, der mit einem 30 Pfund schweren Eisenstück belastet war. Aus verschiedenen Anzeichen wird geschlossen, daß der Ertrunkene vielleicht ein Schiffer war. Er mag drei bis fünf Monate im Wasser gelegen haben. — Aus dem Flutgraben am Schlessischen Tor barg man die Leiche einer unbekannteren Frau, die 43 bis 48 Jahre alt sein mag. Sie ist 1,58 Meter groß, hat dunkelblonden Bubikopf und an der rechten Gesichtseite ein großes Gewächs. Befeidet war die Tote mit einem dunkelgrünen Mantel mit rotem Futter (wahrscheinlich einem umgearbeiteten Miffarmantel), dunkelblauem Kleid mit gelblichen Punk-

ten. — Nur etwa einen Tag kann eine andere unbekanntere Frau im Wasser gelegen haben, deren Leiche an der Augustabrücke aus dem Landwehrkanal gelandet wurde. Die Tote ist etwa 25—30 Jahre alt, hat dunkelblonden Bubikopf, graue Augen und an der Herzgrube eine große Brandnarbe. Sie trug dunkelblauen Ripmantel mit schwarzem Pelzbesatz, schwarzseidenes Kleid mit Samtverzierungen.

Gewerkschaftliche Verschmelzung.

Anschluß des Dachdeckerverbandes an den Bauergewerksbund.

Der Dachdeckerverband, der zur Zeit im Schutzhelm des Deutschen Bauergewerksbundes in Frankreich am Werksee zu seinem 17. Verbandstag zusammengetreten ist, hat am Dienstag nach eingehendem Vortrag und ausgedehnter Besprechung mit 21 gegen 1 Stimme den Anschluß an den Deutschen Bauergewerksbund beschlossen. Der Beschluß ist endgültig. Am 1. Juni 1931 soll der Anschluß bereits definitiv vollzogen werden.

Dieser Beschluß des Dachdeckerverbandes ist ein weiterer Schritt auf dem Wege, die Gewerkschaftskräfte zu großen Industriekörperschaften zusammenzufassen. Bemerkenswert sei, daß der Verband nicht etwa zum Bauergewerksbund kommt, weil er sich schwach fühlt. Die deutschen Dachdecker sind eine gut organisierte Arbeitergruppe, die Finanzen des Dachdeckerverbandes sind in bestem Zustande. Einzig und allein der Drang, die Gewerkschaftskräfte mehr zu konzentrieren, war bei diesem Beschluß ausschlaggebend. Es sei bemerkt, daß von den 31 Delegierten, die für den Anschluß an den Deutschen Bauergewerksbund eingetreten sind, 29 Dachdecker sind, die in Arbeit stehen.

Der Beschluß ist also nicht vollzogen durch irgendwelche „bürokratische“ Einklüffe, sondern aus der Erkenntnis der Gewerkschaftsmittglieder, daß im Gewerkschaftswesen jede Kraftverteilung verfehlt ist.

Sowjetausfuhr mit Rabbisiegel.

Kampf gegen und Geschäft mit jüdischem Ostern.

Anlässlich des jüdischen Osterfestes wird in Rußland alles getan, um diese Feiertage zu verhindern. Jeder Rabbibildner wird verfolgt. Für den Sowjetexport aber bedeuten die jüdischen Feiertage ein gutes Geschäft. Die antireligiösen Parolen gelten nur im Inland, darüber hinaus ist Geschäft Geschäft. Augenblicklich wird in ganz Polen ein schwunghafter Handel mit Gänsefleisch aus der Sowjetunion getrieben; jedes Pfundpaket trägt die Aufschrift: „Hergestellt in der Sowjetunion“, und dann, wie es die religiöse Vorschrift erfordert: „Koscher für Ostern!“ Dazu die Unterschrift eines Rabbiners aus Kiew. Das koschere Sowjetschmalz wird in Polen unter allen Preisen verkauft. Die jüdischen Verbände in Polen nehmen scharf Stellung gegen dieses Spiel der Sowjetregierung.

Der Staat wird liquidiert.

Wie Neu-Südwaales seine Schulden los wird.

Sidney, 7. April.

Die Sezessionsbewegung in Neu-Südwaales macht rasche Fortschritte. Heute haben sich bereits im Wallander Kathause 100 Delegierte der für die Trennung einstimmigen Bezirke versammelt und einen Verfassungsentwurf für den zu gründenden Bundesstaat „Neu-England“ angenommen.

Fattys Ende.

Ein Opfer amerikanischer Frauenverbände.

In Ogdenburg (USA) verstarb in völliger Armut und Einsamkeit der ehemals sehr berühmte Filmschauspieler Fatty Arbuckle, bekannter unter dem Namen „Fatty“. Das Leben des Komikers, dessen Spiel vor einem Jahrzehnt noch nicht von der Sonne Chaplins überblendet war, endete in tiefer Tragik. Fatty war eines Tages, vermutlich ohne jeden sachlichen Grund, verdächtigt worden, am Tode seiner Frau schuld zu sein. Es wurde durchaus nichts Belastendes festgestellt, trotzdem aber verfiel Fatty der Feme der sehr mächtigen amerikanischen Frauenverbände, die den Boykott seiner Filme veranstalteten. Infolgedessen fand sich in ganz Amerika kein Filmgesellschaft mehr, die Fatty beschäftigte. Als der wahrscheinlich vollkommen zu Unrecht verachtete Künstler schließlich den Versuch machte, seinen Lebensunterhalt durch Mitwirkung bei kleineren im Lande herumreisenden Schauspieltruppen zu verdienen, wurde ihm auch dieses Bemühen durch eine unheimliche Höhe der Frauenverbände verweigert.

Die rumänische Regierung ist zurückgetreten, nachdem sie in den letzten Monaten vergeblich versucht hatte, die wirtschaftliche Lage zu bessern.

Wiedersehen vor Gericht

Nachspiel der SA.-Revolution: Eine Serie von Prozessen

Die Schlacht in der Hedemannstraße ist vorüber, es beginnt das Schlachten. Sieger und Besiegene zittern sich gegenseitig vor den Kadi, um der Welt ihr Recht zu beweisen. Die angeblich „gefesselte“ Justiz der Republik wird als letzte Instanz im Streit der Mafas angerufen. Schon hat der „Angriff“ angekündigt, daß die „pflicht- und ehrvergessenen Elemente“ (Stennes und Genossen) sich noch „vor dem Strafgericht werden verantworten müssen“. Ein langes Sündenregister: Hausfriedensbruch, Mäßigung, Erpressung, Körperverletzung (begangen an Fememörder Heines) kündigt sich hier an. Ob auch Sachbeschädigung vorliegt, scheint zweifelhaft, da Stennes und die Seinen die nach Kommunisten- und Petroseulenart beschlossene Demolierung des Parteilokals vor Abzug im letzten Augenblick unterlassen haben.

Stennes ist aber keineswegs gelassen, nur als Objekt der Rechtspflege zu fungieren. In einem erneuten Aufruf kündigt er an, daß er Hitler auf Grund seines Aufrufs gegen die Berliner Rebellen wegen Beleidigung verklagen werden. Es sei u. a. auch unklar, daß er mit einer Gruppe Gewalttäter gegen den Staat habe führen wollen oder gar bolschewistischen Gedankengängen anhängen. Die Ursache der Auseinandersetzung sei vor allem in der Unzufriedenheit der Soldatischen und proletarischen Elemente der Partei mit der Umgebung Adolf Hitlers zu suchen, die meist aus unehelichen Deuten bestehe und niemals imstande sein werde, positive Aufbaubarbeit zu leisten.

So wird der mißglückte Neuterei noch ein langer Rattenchwanz von Prozessen anhängen. Uns scheint es allerdings am vernünftigsten, die Herren einigten sich auf eine einzige Klage — nämlich wegen unlauteren Wettbewerbs.

Das unterschlagene Wirtschaftsprogramm.

In der von Stennes veröffentlichten Erklärung gegen Hitler heißt es weiter: Bald ist man für Privateigentum, bald dagegen, bald für den Sozialismus, bald gegen ihn. Niemand wird der SA-Mann verstehen, daß er sein Leben für den Kampf um sein sozialistisches Ideal einsetzen soll, um doch um die Früchte seines Kampfes betrogen zu werden. „Betrug aber ist es“ — nach den Worten Stennes —, „wenn München vor einigen Wochen den Entwurf eines Wirtschaftsprogramms herausbrachte, den man bis heute wohlweislich der Parteigenossenschaft vorenthalten hat, weil das Programm für die deutsche Arbeiterklasse, für die Lösung der sozialen Fragen weniger enthielt als etwa das Programm der Staatspartei.“

Sollte da noch eine Klage wegen Betrug und Unterschlagung kommen?

Ermissionssklage — Unterlassungsklage!

Die Prozeßlawine rollt weiter. Der Besitzer des Hauses Matthäikirchstraße 16 hat vor dem Amtsgericht Berlin-Mitte beantragt, den Hauptmann Stennes aus der in dem Hause belegenen Wohnung zu entfernen. Die Klage gründet sich auf

arglistige Täuschung, weil die Wohnung von Stennes für den angeblichen Bürobetrieb einer „Großdeutschen Handelsgesellschaft“ gemietet war, der die übrigen Mieter des Hauses nicht stören sollte. In Wirklichkeit hat Stennes aber einen Kasernenbetrieb eingerichtet. Das bisher ruhige Haus hallt wider von Kommandos, Befehlen, vom Kommen und Gehen der Ordonanzen, Motorradfahrer, von Trupps, die die Stiegen hinauf- und hinabpoltern.

Stennes seinerseits hat gegen Goebbels ein Verfahren eingeleitet wegen einer Notiz im „Angriff“, durch die Stennes ziemlich unzweideutig beschuldigt wird, noch jetzt in den Diensten der Polizei zu stehen und dem Polizeipräsidenten einen Parteigenossen denunziert zu haben. Stennes kündigt weitere Entschuldigungen über Goebbels und Hitler an. Er erklärt, daß er bei seinem Abzug aus der Hedemannstraße kompromittieren des Material vorzüglich mitgenommen habe.

Das kann heiter werden.

Lohse gegen „Verbrecher“.

Der Mann, der seine Abgeordnetensklarte verbirgt.

Ishoe, 7. April.

Am Ostermontag waren etwa 2000 SA-Meute in Ishoe zusammengekommen. Nach einem Propagandamarsch durch die Stadt sprach Gaukler Lohse — der bei der Reichstagsöffnung seine Abgeordnetensklarte an den Landwirt Guth verbirgt hatte — über die Vorgänge in der Berliner SA. Er erklärte, wenn die Gegner sich der Hoffnung hingegeben hätten, mit einer solchen Angelegenheit die nationalsozialistische Bewegung niederzuringen, so hätten sie sich eines anderen befehlen lassen müssen; denn heute spreche bereits niemand mehr von dem Stennes-Spuk. Er werde als verantwortlicher Gauleiter in seinem Bezirk rücksichtslos alle verbrecherischen Elemente, die sich in die Bewegung einschließen hätten, ausschließen. Die nationalsozialistische Bewegung stehe und falle mit dem Führerprinzip.

Die „Angestammten“.

Hannover, 7. April.

Die SA Osthannover veröffentlicht folgende Erklärung: „Die SA Osthannover, Friesen und Niedersachsen, von der Wasserlande und aus der niederdeutschen Heide, steht in angestammter Treue unerschütterlich zu ihrem einzigen Führer. Auch der jüngste SA-Mann Niedersachsens weiß: In der nationalsozialistischen Freiheitsbewegung geht es nicht nach dem eigensüchtigen Willen einzelner Wernegroße, sondern nach dem allein maßgebenden, zeltbaren Willen desjenigen, der diese unsere stolze Bewegung schuf und sie dereinst, allen Gewalten zum Trotz, zum Siege führen wird: Adolf Hitler. Treue um Treue!“

Bisher war das alte Hannover doch wohl dem Cumberlander „angestammt“. Nun hat Adolf I. auch schon den Schwiegerjohn Wilhelms in der Gunst seiner Welfen verdrängt — wo soll das noch enden?

Sopran, der nicht groß scheint, den Riesenraum des Opernhauses mühelos füllt und das große Chor- und Orchesterensemble überstrahlt. Die Klarheit, Glanz- und Paradiesität der Literatur, kann nicht mit größerer Vollkommenheit gesungen werden. Josefina Andary als Amneris fesselt durch den warmen Klang ihrer schönen Stimme. Durch Umformungen, die in letzter Stunde notwendig geworden, schien die Vorstellung gefährdet. Fritz Hofel, als Radames einspringend, rettet den Abend, bühnengewandt, ein Sänger von ansehnlichen Mitteln. Im großen Duett wächst er neben der Giannini stimmlich zu überraschender Höhe. Die neue Ausstattung könnte mehr zum guten Gesamteindruck tun. Besondere materielle Reize entfaltet sie kaum und historisch sticht ist sie auch nicht. Das Regiebuch ist die Finsternis, in der man das Ballet des ersten Aktes tanzen läßt. Viel Beifall im ausverkauften Haus. K. P.

„Die große Fahrt.“

Mozart-Saal.

Daß die Pioniere, die Urland rodeten, allerorts den größten Gefahren ausgesetzt waren, wissen wir. Sie nahmen Schwierigkeiten schwerer und manniglicher Art auf sich, ganz gleich in welchem Erdteil sie ihre Kulturarbeit leisteten, das wollen und müssen wir anerkennen.

Der Film „The Big Trail“ ist in der deutschen Fassung den deutschen Kulturpionieren gewidmet, die von Saint Louis aus ins Land eindringen. Das kann gegebenenfalls eine recht eindrucksvolle Keltame sein.

Der Film selber ist höchst überflüssig. Wir haben heute die großen, wahren Reportagen, die erschüttern und aufrütteln zugleich. Byrd, Filchner, Collin Ross, Hürtliman und wie die Forscher und fleißigen Reporter alle heißen, geben uns einen genauen Abklatsch des Lebens in fremden Zonen und unerforschten Gebieten. Wir brauchen keine Rekonstruktion, wenn der Regisseur Paul Walsh sich auch noch so gut auf eintrucksstarke Massenszenen versteht. Was nützt uns das Märchen von den graumänteligen Indianern und den gefährlichen Kämpfen mit Büffelherden, wo wir als Folge des Eindringens der Weißen es heutzutage erleben, daß Indianer und Bison als Naturdenkmäler in abgegrenzten Schutzgebieten gebehrt und gepflegt werden müssen. Was nützt uns ein paar grandiose Massenszenen, um derentwillen die Gesundheit der Komparten aufs Spiel gesetzt und aus den Tieren das letzte Restchen Kraft graum herausgeprügelt wird? Weil aber Massenszenen an Massenszenen gereicht auf die Dauer ermüden, wird inzwischen ein bißchen Theater gespielt, und Schauspieler gefallen sich in überster Opernheldenmanier in eischen großen, verlogenen Gesten.

Der Film bringt in Massen Gebetszenen und auch einen regelrechten, Männer und Frauen mordenden Kampf. Er ist also bemüht, jedem Geschmack Rechnung zu tragen. e. b.

„Der lustige Krieg.“

Theater im Admiralspalast.

Dieser „Lustige Krieg“ ist in fünfzig Jahren für uns nicht lustiger geworden. Eine angestaubte Operette des „Fiebertaus“-Komponisten Johann Strauß, keine von seinen besten, und auch in der Zeit, der sie angehörte, war es wohl kein großer Erfolg. Achtzehntes Jahrhundert, österreichisch-italienischer Kleinkrieg, kaiserliche Hoheiten, ein Herzog, eine Herzogin, Liebes- und Staatsaffären, harmlose Verurteilung von Zuständen, die uns nichts angehen — viel ist aus dem schwachen Buch nicht herauszuholen. Mehr immerhin aus der Musik, um deren Erneuerung Dr. Fritz Günther sich mit Glück bemüht hat. Der Abend wäre kurzweiliger, wenn nicht fast jede Nummer, kaum, daß am Parkett ein paar Hände sich gerührt haben, wiederholt und noch einmal wiederholt würde. So wird Erfolg beharrlich vorgegaukelt: man merkt, daß Kotters die geschäftliche Leitung haben. Man merkt es auch an der Fehlbekennung der Hauptrolle: diesmal wird Martin Dohman das Opfer ihrer Spekulation in Operntars. Leider hat der Heldentenor der Städtischen Oper sich an einen Blah lassen lassen, an dem er versagen muß. Neben ihm gute Operettenträfte: Anni Kellers, Edith Schöller und als Gast Ernst Tautenhain, der persönlichen Charme und beste Wiener Tradition mitbringt. K. P.

Erfolg der Frankfurter Opernhilfe. Einen erfolgreichen Versuch, einen Weg aus der allgemeinen Theaterkrise zu finden, hat der Verein Opernhilfe in Frankfurt a. M. gemacht, der trotz seines Namens den beiden städtischen Bühnen der Oper und dem Schauspiel gleichmäßig dient. Der anlässlich der 50-Jahr-Feier der Frankfurter Oper ins Leben gerufene Verein zur Förderung des Theaterbesuchs und der Teilnahme der Öffentlichkeit am Theaterleben zählt bereits jetzt, im vierten Monat seines Bestehens, 12 000 Mitglieder.

Schon schreibt er seine Memoiren. Karl Valentini, als West-Karlstods Partner berühmtester Komiker Münchens, hat seine Memoiren vollendet; ein bedeutender Münchener Verlag hat sie bereits zur Veröffentlichung erworben. Damit werden die Wünsche seiner Bewunderer erfüllt, und Karlsen gleicht in die Gefilde der Unsterblichkeit ein.

Frau und Kind verbrannt.

Bei der Rettung eines Mädchens umgekommen.

Trier, 7. April.

Am Nachmittag des Ostermontags brach in Kell bei Hermesfeld (Hunsrück) Feuer in einem Anwesen aus, dessen Bewohner zu einem Osterbesuch in ein benachbartes Dorf gegangen waren und ihr sechsjähriges Töchterchen in der Obhut einer 45jährigen Verwandten im Haus zurückgelassen hatten. Voller Schrecken rannte die Frau, die von dem Feuer überrascht wurde, auf die Straße, um Hilfe herbeizurufen. Da entfiel sie plötzlich dem Kinde und eilte in das brennende Haus zurück, um das Kind zu retten. Beide wurden durch Brandgas vergiftet. Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. Zwei Anwesen mit Scheunen und Stallungen brannten bis auf die Umfassungsmauern nieder.

Großfeuer bei Greifswald.

Ein Dorf in höchster Gefahr.

Greifswald, 7. April. (Eigenbericht.)

Ein schweres Großfeuer brach in dem Dorfe Hanshagen bei Greifswald aus. In der Pfarrscheune entstand infolge Kurzschluß ein Brand, der sich in ganz kurzer Zeit über insgesamt sechs Gebäude ausbreitete. Auch das alte Schulhaus fiel den Flammen zum Opfer. Die Feuerwehr aus Greifswald mußte herangezogen werden, da für das ganze Dorf höchste Gefahr bestand. Es gelang schließlich, den Brandherd zu lokalisieren. Der Schaden ist außerordentlich groß.

Zur gleichen Zeit brach auf dem Stadtgut Stahlbröde ein Brand aus, dem ein Viehstall und eine Scheune zum Opfer fiel. Zahlreiches Vieh kam in den Flammen um.

Deutsche Kunstgemeinschaft.

Fünf Jahre erfolgreiche Arbeit.

Der fünfte Jahresbericht der Deutschen Kunstgemeinschaft, den Staatssekretär Schulz soeben hinausgehen läßt, hat nicht nur als Rückblick über eine fünfjährige überaus erfolgreiche Tätigkeit seinen besonderen Sinn, sondern auch durch die Nachdrücklichkeit, mit der Arbeitsschluß und Jahresversammlung der Mitglieder die persönlichen Angriffe auf den Begründer in einem linksradikalen Abendblatt zurückgewiesen und Gen. Schulz ihr Vertrauen uneingeschränkt ausgesprochen haben.

Demzufolge sind diesmal zwei Berichte verfaßt worden. Der Jahresbericht 1930 spricht von den wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Jahres und daß trotz alledem der gute Gedanke der Kunstgemeinschaft sich durch kaum verminderten Umsatz deutlich, ja überaus deutlich ausgedrückt habe. Gegenüber Verkäufen im Werte von 223 646 M. im Vorjahre sind 1930 728 Kunstwerke für 191 810 M. verkauft worden; davon im Dezember v. J. allein 162 Werte für 45 400 M. Selbst die Mitgliederzahl, an der die große Krise sich wohl am ehesten hätte auswirken müssen, ist von 1035 auf 1066 leicht angestiegen.

Der zweite Bericht wurde über die Jahresversammlung der Mitglieder erstattet und enthält vor allem einen genau begründeten Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden Heinrich Schulz über die Tätigkeit der Deutschen Kunstgemeinschaft in diesen fünf Jahren, ihre Tendenz und die Verwendung der Reichsbeiträge. Er war veranlaßt und notwendig geworden infolge der unverantwortlichen Angriffe eines Malers in einem kommunistischen Blatt; als Richtigstellung der vielen falschen Angaben und als Darlegung der Geschäftsbücher für die große Öffentlichkeit, die der Vetter der Deutschen Kunstgemeinschaft wirklich nicht zu scheuen braucht. Hier ist gegen alle Anfeindungen immer wieder das eine zu sagen: die Reichsbeiträge ist gegeben worden nicht für eine Aktion zugunsten des Antikens, sondern ausschließlich für die Hebung des Antikens und der Kunst der breiteren Schichten des deutschen Volkes. Direkt ist schon zahllosen Künstlern durch die Tausende von Verkäufen geholfen worden; in der Schulzabrechnung waren es in diesen fünf Jahren weit über 700 000 M., die an 700 deutsche Künstler jeder Art und Richtung gelangten.

Daß dabei auch in allen Einzelheiten von einer Verschwendung von Staatsgeldern nicht die Rede sein kann, bezeugt nicht nur die immer wiederholte Beihilfe des Reichsinnenministeriums und seine sehr sorgfältig durchgeführte Kontrolle der Geschäfts- und Kassensführung der Deutschen Kunstgemeinschaft; bezeugt auch die jährlich mehrfach stattgehabte Revision der Geschäftsbücher durch den Kassenvorstand Hugo Schöner. Schließlich hat der Arbeitsausschuß in seiner Jahresrechnung nach ausführlicher Untersuchung aller Umschuldungen und Kasseneinlege Staatssekretär Schulz einstimmig sein Vertrauen ausgesprochen, und die Jahresversammlung ist ihm darin restlos gefolgt.

Wir möchten es darum auch unterlassen, auf die Widerlegung besonders hanebüchener Anschuldigungen im genannten Abendblatt einzugehen, die in dem Schulzischen Bericht aufgeführt werden. Gewisse Repräsentationsausgaben sind bei dem expansiven Charakter der Deutschen Kunstgemeinschaft unvermeidlich. Wahrscheinlich werden die wenig armutstüchtigen Erfahrungen mit den auswärtsigen Ausstellungen und ihrem an sich kostspieligen Apparat von Reflex-, Turbulenz- und Transportkosten und die notwendige Einschränkung der Reichsbeiträge der Kunstgemeinschaft ohnehin jede Veranlassung zu repräsentativen und werbenden Ausgaben entziehen. Was aber nicht erdroffelt werden darf, ist der äußerst segensreiche und zukunfts-

Arbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde Groß-Berlin

10 Jahre Berliner Kinderfreunde

Feststunde: „Unser die Sonne“ am Sonntag, dem

12. April, 11.30 Uhr, im Großen Schauspielhaus.

Zwei Chorwerke: „Mein Vater geht auf das Hammerwerk“ und „Unser die Sonne, unser die Erde“ / Sprech- und Singchöre / Bewegungsgruppen / Orchester / Orgel / Film. 1000 Mitwirkende!

Eintritt 80 Pfennig / Garderobefrei / Karten bei allen Kinderfreundehelfern und in der Geschäftsstelle, Lindenstraße 3.

große Betrieb dieser Organisation selber. Diesen inauguriert und mit solcher Umsicht, sochem Erfolg geleitet zu haben, ist ein nicht genug zu schätzendes Verdienst von Heinrich Schulz. p. l. sch.

Richard Tauber als Evangelimann.

Theater des Westens.

Wiermal singt Richard Tauber den Mathias Freudhofer in Kienzys „Evangelimann“. Der Bedarfslänger ist zur Oper zurückgekehrt. Ueber „O Mädchen, mein Mädchen“ oder „Dein ist mein ganzes Herz“ hat man fast vergessen, daß Tauber ein herorragender Mozartinterpret ist, daß ihn seine Gestaltungskraft wieder zur Oper drängen muß.

Der große Tenor, der Star tritt hinter den kleinen Schreiber. Dieser Mathias zeigt nicht die üblichen Klären des Kammerlängers. Er ist der verführerische Liebhaber, dem die Worte schwer fallen, er ist der bettelnde unbeachtete Evangelimann, der sein „Selig sind, die Verfolgung leiden“ gewohnheitsmäßig herunterstößt und nicht als große Arie hinlegt. Tauber verbringt nie durch eine große Weite die Glaubwürdigkeit der Gestalt, er bleibt auch in dramatisch bewegten Szenen innerhalb der Figur. Ein Durchschnittsmensch, der ein unerdientes schweres Schicksal tragen muß. Tauber spielt und singt ohne Pathos, aber mit größter Musikalität. Seine Stimme, in der Höhe außerordentlich vorsichtig behandelt, fließt in breiter, getragener Cantilena dahin und hat die Kraft zum starken dramatischen Ausdruck, ohne die melodische Linie zu zerschneiden.

Um Tauber geschieht Schlimmes. Nur Rita Suttner fällt durch ihren gepflegten Sopran auf. Sonst herrscht finstere Provinz zwischen wackelnden, geschmacklosen Kulissen. Kein Regisseur sorgt für Ensemblespiel, für sinnvolle musikalische Bewegtheit der Szene, für die Beruhigung spielwütiger gewordener Sänger, die sich an Augenrollen und Faustballen nicht genug tun können. Das Orchester hält sich am liebsten im Forté auf. Kuher Tauber bietet die Vorstellung nichts Erfreuliches. Der große Sänger wirkt aber erst in einem ebendürftigen, geschlossenen Ensemble. Das hat Tauber vergessen. Berlin hat drei Opernhäuser, man braucht nicht in einem vierten musikalische Komödie zu spielen. F. Sch.

„Aida“ mit Gästen.

Städtische Oper.

Verbis „Aida“ als Osterfesttagsvorstellung in der Städtischen Oper. Das musikalische Gesamtbild der Aufführung auf dem hohen Niveau, auf das Leo Blech sie in dieser Saison gebracht hat. Im Vordergrund steht die Aida der Dufolina Giannini. Eine gesangliche Ausnahmeerscheinung. Wunderbar, wie dieser seltene

Henni Lehmann:

Eheberatung in der Biedermeierzeit

Biedermeierzeit — Eheberatung: ja, gab es so etwas in der Zeit des romantisch geschwollenen Spießbürgertums, als den Frauenleib der gebauchte Keisraat, bis zum Boden hinabreichend, umschloß, das Antlitz der Ehefrau die züchtig unter dem Rinn gebundene Haube, unter der zu beiden Seiten der Stirn je drei festgebundene Kortzieherläschen herabhängten? Und doch — vor mir liegt ein Büchlein: „Die Geheimnisse der Ehe“ oder „Ein Geschenk für Verlobte und Neuverheiratete“, ein „wichtiges und auf Erfahrung begründeter Ratgeber für beide Geschlechter vor und nach der Verheiratung“. Der Verfasser ist ein Arzt, Dr. Friedrich Wilhelm Wedeler, und das Büchlein erlebte seine fünfte Auflage im Jahre 1846 zu Sondershausen.

Acht Kapitel hat es, und erst im achten kommt der Verfasser zu dem, was er die „eigentlichen wahren Geheimnisse in der Ehe“ nennt, das sind die, bei denen das geschlechtliche Zusammenleben von Mann und Frau nach verschiedenen Seiten hin erörtert wird. In den ersten sechs Kapiteln werden mehr allgemeine Betrachtungen angestellt über geistige und sinnliche Natur der Liebe, Beschwerden und Sorgen des Ehestandes, Mittel sie auszugleichen. Im siebenten spricht der Verfasser über Kindererziehung. Als Zweck seines Buches gibt er an „die Klippen, an welchen das eheliche Glück so oft scheitert“ zu Zeiten erkennen zu lassen, also vorbeugende Fürsorge. Immer wieder stellt er die Grundlagen der Ehe, Geistiges und Sinnliches in ihrer Wechselwirkung einander gegenüber. Das Geistige soll überwiegen, das Sinnliche nicht zu gering geachtet werden. Man soll sich nicht schämen, von dem zu sprechen, was doch alle wissen und tun. Reinheit, Enthaltsamkeit bis zur Ehe fordert er von Frau und Mann, also gleiche Moral für beide Geschlechter. Sonst freilich wertet er die Frau nicht ganz dem Manne gleich ein. Dem Manne gebührt die Oberherrlichkeit, weil er „durch Einsichten, Kenntnisse und Erfahrungen und überhaupt durch seine Selbststärke der schwächeren Frau überlegen ist“. Später wird zugegeben, daß auch der Verstand der Frau dem des Mannes überlegen sein kann. Dann soll sie ihn „becheiden leiten“ und „durch liebevolle Vorstellungen überzeugen“.

Dr. Wedeler ist Gegner der Frühheiraten. Er tadelt, wenn der Jüngling an Ehe denkt ehe er „Beruf und Bart“ hat, und tadelt das unerfahrene Mädchen, das sich ihm „in sinnlicher Aufregung“, oft nur „um einen Mann zu bekommen“ in die Arme wirft. Doch wieder schädert er als schönste Gabe der Natur den sinnlichen Reiz, der die Liebe weckt. Körperlichen Reiz nennt er „den höchsten Triumph, den die Natur feiert“. Für die Jungfrau scheint ihm da maßgebend (das wird sehr ausführlich bei den „eigentlichen Geheimnissen der Ehe“ geschildert) das „weiche Bodenhaar“, der „zum Kusse einladende Mund“, der „sanft gewölbte, sich elastisch hebende Bufen“ und Kehnlisches mehr. Für den Mann ist Ideal „der starke und robuste Bau seiner Glieder“.

Es ist interessant, daß sich hier wie an anderen Stellen Beobachtungen finden, die sich mit den neuzeitlichen Forschungen Freuds und der Psychoanalytiker berühren, die sinnlichen Triebe und Reize mittel bringt der Mensch mit auf die Welt, schon die Kinder beiderlei Geschlechts sind durch Berührungen bestrebt, sich wollüstige Empfindungen zu schaffen. Ebenso führt Wedeler wie Freud aller-

lei spätere Störungen besonders während der Entwicklung der Kinder auf Frühindrücke zurück, denen die Eltern sorgfältige Beachtung schenken sollen. Im Sinne moderner Jugendaufklärung wird die Pflicht der Eltern betont, mit den Kindern während der Entwicklungsjahre alle Segularerscheinungen zu besprechen. Niemand soll unwissend in die Ehe gehen. Ganz modern ist auch der Rat, die Kinder zu beschäftigen, doch nicht mit einer Tätigkeit, die „rein mechanische Arbeit“ ist. Ebenso modern das Abstrahieren von Leibesstrafen. Uebrigens warnt er davor, die natürlichen körperlichen Reize künstlich steigern zu wollen, und nennt als solche Kunst, daß „das Weib künstliche Lilien und Rosen auf die Wangen zaubert“.

Alle diese Fragen spielen auch heute gelegentlich herein in die Praxis der Eheberatungsstellen. Was bei diesen wesentlich im Vordergrund steht, die gesundheitliche Eignung für die Ehe, das fordert ganz grundsätzlich Wedeler in dem genannten achten

Kapitel, in dessen letztem wieder dem achten Abschnitt: Schwachsinn — Lungenlucht heißt sie hier —, Bluterkrankheit, Epilepsie, Wahnsinn, Geschlechtskrankheiten, als „Verstöße“ bezeichnet, stehen der Eheschließung im Wege, ebenso wegen Gefährdung des gesunden Ehelebens wie der zu erwartenden Kinder, auch im „Interesse der menschlichen Gesellschaft“. Voraus gehen dieser Abschnitt Hinweise darauf, wie man gesunde und wohlgestaltete Kinder zeugen kann.

Für den eigentlichen Eheverkehr werden grundsätzliche Regeln aufgestellt. Man soll ihn nicht übertreiben, ein Teil ihn nicht von anderen fordern, wenn dieser nicht dafür gestimmt ist, soll ihn abendvornehmen, am besten, wenn man sich vorher ein wenig ausgeruht hat, schwächliche Männer tun gut, sich dann nach der „wonnigen Ermattung“ am nächsten Morgen durch ein kräftiges Frühstück zu stärken. Hierfür empfiehlt er den Genuß von gutem Fleisch und Geflügel, rohe oder weiche Eier und kräftiges Bier. Frauen während der Schwangerschaft sollen hauptsächlich Pflanzenkost nehmen. Zu viele Frauen sterben im Wochenbett. Frauen aus dem Volk bringen oft gesündere Kinder hervor als die anderer Stände.

Dies eine Blütenlese aus den in satzungswoll dichterischer Sprache gehaltenen Darlegungen des Eheberaters von 1846, die er, wie er sagt, aus dem Leben gegriffen hat.

Hoho: Die verfluchte American Bar

„Damn those bars!“ stotterte ein bezechter Engländer, aus einer Berliner Schenke torkeind und auf eine Straßentreppe hinabsinkend, wo der Engländer Plapperwut ein längeres Gespräch mit sich selbst führte, das in zusammenhängendem Deutsch wiedergegeben nicht ohne allgemeines Interesse ist.

Warum hat man sie in Amerika abgeschafft, die „American bar“? (sagte er). Weil sie schandwürdig ist, scheußlich. Und jetzt spreche sie überall auf und verflucht die Welt, diese aus Amerika verbannte und auf dem europäischen Kontinent mit viel zu viel Respekt genommene, im Grunde alles eher als fashionable Alkohol-Schnelkonsum-Anstalt.

An allen transkontinentalen Knotenpunkten, in allen internationalen Hafenplätzen steht sie: ein und dieselbe Theke, und vor ihr stoßen Männerwüdel im Alkoholaumel. Sie ist das Wirtshaus der Welt geworden, die amerikanische Bar, die Normalstehkeipe, ohne Tisch, ohne Stuhl, ohne irgendeinen anderen Komfort als Alkohol. Die Welt steht an der Theke. Einer neben dem anderen, einer wie der andere, alle lassen sie sich im Stehen Getränke reichen, dies oder das, irgend was: Alkohol.

So standen sie in der Union, so stehen sie in allen Kolonialländern, in den Tropen, in Senegal, auf Neu-Guinea, in Indien und Zentralamerika. (So stehen sie auch schon immer häufiger in Europa, im amerikanisierten Berlin zumal), alle so unterschiedlich auf Alkohol reagierende Völker: an der Theke der Zweckmäßigkeit; über die die Ränge rast, über die die Getränke fließen. Franzosen, Deutsche, Italiener, Ungarn neben Engländern und Amerikanern.

Die Theke hat dem Trinker jeden letzten Rest von Volksstolz, von Zurückhaltung, von innerer Frömmlichkeit genommen. An der Theke gibt es nur Barfluten: = Unfluten, die der gelbe,

der braune, der schwarze Mann mit dem weißen gemein hat, wo immer er sich mit ihm gemein machen darf. Man kommt mit einem Zerkumpan und findet einen oder freundet sich an: Thekenbekanntschäften. Das sind nicht Stammtischfreunde. Es wird bald Rehraus gemacht mit angestammten Traditionen: Stauwäppler, Stammgärten, Stammfisen, altes Gerümpel, man geht an die Theke und bestellt Lagen, — eins, zwei, drei, — verflücht Lagen mit, trinkt runter.

So ist's in der ganzen Welt, bald wird's in Europa ebenso sein. Die stillen Winkel verschwinden, das bishen Beschaulichkeit, der innere Anseh. Die Frage ist nur: gehört er mit oder nicht mit zur Lage. Die Theke wird Symbol leicht sich konstituierender, auflösender und rekonstituierender, hehementer Zerkstände. Alkoholschnelkonsum = Massenkonsum = Roudykonsum. An der die Theke schützenden Reflingtanze stehen zehend, rauchend, streitend, fluchend, spudend, Männer. Draußen in der Welt nur Männer.

Die Theke fordert leichtsinnige Geselligkeit, zerstört Gemütslichkeit, Sitte, Anstand. Gingen Frauen in die American bars von Amerika, wie sie heute in die speak-easies gehen? Niemals! Nicht einmal Barmoids gab es, so müßig ging es in den American bars her, daß man Frauen ausschloß, und dann die Bars schloß. Heute sind sie fashionable.

Die europäische Bar ist eine Anniertkeipe, eine Croitifizierung des Wirtshauses. Stehen Australierinnen, Kanadierinnen, Südafrikanerinnen an der Theke, die überoll und als einzige Gaststätte in diesen Ländern zu finden ist? Niemals! Es sind Schanzstätten, wie es die amerikanischen waren. Die echte „American bar“ ist ohne Musik, ohne Frauen, ohne Essen, ist nur dem Alkoholgenuß gewidmet. Der Anglosachse mißt viel zusammen, aber niemals Alkohol und Croit. Der Engländer normalisiert die American bar. Sie hat das heimelig ausgestattete englische Gasthaus, das „pub“, verdrängt: dieses unmobilierte Trinkinstitut „American bar“ besteht aus nichts anderem als leicht unter Wasser sehbaren Fliesen, Kacheln (oder Wärmoplatten) ... und einer formidablen vieredigen Theke, eine Art Trink-Feste im Zentrum. Um so mehr Gäste gehen in ein Lokal, als man Möbel hinausräumt. Raucher wird getrunken und am unbedenklichsten ist Alkohol im Stehen genossen. Aber die Theke triumphiert. Die Theke wandelt Ofteria und Bobega, Weinprobe und Bierbude zu einer uniformierten Alkoholkonsumanstalt um.

Die verfluchte Theke ist auf bestem Wege, die Welt zu monopolisieren, zu equalisieren und komplett zu veralkoholisieren. Damn the bars!

Jwan Heilbut: An der Ecke Dönhoffplatz

Was es an dieser Ecke nicht alles zu sehen gibt! Hinter der Riesen Scheibe des Warenhauses stehen weibbelittete junge Mädchen an den Maschinen. Wickeln sie Zigaretten? Nein, sie wickeln Eierchen ein, Schokoladeneierchen. Nach, braun und getirrt liegt das Ei auf der mechanisch bewegten Scheibe in seiner kleinen Höhlung — ein Hebel schiebt vor, kleidet es ein, ein anderer gibt dem Ei eins auf's Köpchen, ein dritter schlägt ihm leicht noch eins auf den niedlichen Ders — und durch's Loch der Scheibe purzelt das Ei fertig in einen Behälter. Mit jedem Stoß der sekundlich rüdenden Scheibe ein Ei.

An der Maschine daneben geht ein noch größeres Wunder vor sich. Ein Schokoladendblock, unbelittet, wird von einer Mädchenhand in die Maschine gelegt und seinem Schicksal überlassen. Das vollendet sich rasch. Zwei Schritte entfernt von diesem ersten nimmt einige Sekunden später das zweite junge Mädchen eine überaus akkurate Packung aus der Maschine heraus. In wenigen Augenblicken hat die Maschine den negerbraunen Urzustand des Blocks mit europäischer Zivilisation umkleidet. Fragt mich nicht, wie es geschah. Die Missionare (das Packpapier) lagen in Stapeln auf der Bauer, und als der kataodunkle Bursch, von der Maschine gestoßen, auf sie herein- und herunterfiel, da jasteten sie sofort und ungeheuerlich sich die Flügel über seinem Leib — sie schlossen ihn ein, die Enden der Flügel schoben sich fest ineinander. So ging es einem nach dem anderen. Es gab kein Entrinnen. Ein kleiner Fall in die Tiefe — und er lag verpackt.

Die jungen Mädchen an den Maschinen scheinen guter Dinge und unbesorgen, obgleich sie ahnen müssen, daß das Publikum, das sich vor der Scheibe drängt, ganz gewiß etwas sehr Berlinisches aufhört — etwas Vergleichendes in bezug auf die Süßigkeit von Schokolade und Maschinenbedienerin. Unwillkürlich suchen die Blicke der Zuschauer weiter hinten — sie erwarten, dort die Fabrikation der Schokolade selber zu finden. Warum denn nicht noch eine kleine Schokoladenfabrik im Hintergrund? Unmöglich wäre es, nach dem Gebotenen zu schließen, nicht.

Plantiert wird dies Schaufenster, das der Technik alle Ehre macht, von zwei Blinden. Der eine spielt unauffällig auf seinem flötenden dudelnde Flügel; neben ihm, unglücklich wie er selbst, eine graue Frau. Der Alte auf der anderen Seite aber ruft ununterbrochen in die Straße hinaus: „Gruß an den

Kurt Schmeltzer:

Diepenbrinks von unten

Sie waren schon da, als wir einzogen, nämlich in der Portierwohnung, zu der der kleine Borgärtchen gehört. Wir hatten die Wohnung über ihnen gemietet. A. Diepenbrink — steht an dem glänzend blanken Türschild, und — wenigstens die Frau steht auch so aus. Es sind nette Leute, wir grüßten uns freundlich, wenn wir uns auf der Treppe trafen, sprachen auch schon mal ein paar Worte über das Wetter und die Hausangelegenheiten, ihre Kinder benahmen sich wohlgezogen — freilich die offensichtlichen Bemühungen der Frau Diepenbrink, diese toderen Flurbeziehungen in direkt freundschaftlichen Verkehr ausarten zu lassen, übersehen wir gestillt. Man sollte das nicht übernehmen, denn wir haben da unsere Erfahrungen, deren letzte Konsequenz Wohnungsaustausch heißt. Aber Diepenbrinks nahmen leider übel.

Man merkte das zuerst an den Kindern. Sie streckten uns ja nicht geradezu die Zunge heraus, wenn sie uns sahen, aber man konnte doch an ihrem Gebaren erkennen, daß etwa diese Unterhaltung in der Wohnung unter uns geführt worden war.

Papa Diepenbrink: „Was sind das schon für Leute, da über uns! Schriftsteller? Logediebe und Hungerleider! Schlafen bis zum Mittag und brennen die halbe Nacht das teure Elektrische. Hinterher können sie die Rechnung nicht bezahlen und der Kassierer muß halb Duzend mal kommen. Was das allein die Rechnung verteuert. Und ich freße einen Besen, wenn die Frau, mit der er da zusammen haust, seine richtige Frau ist.“

Mama Diepenbrink: „Na, und dann das Volk, mit denen sie verkehren! Die richtigen Schwammer! Hast du dir die Fenster-scheiben mal angesehen? Mindestens sechs Wochen sind die nicht gepuht. Und den Müll trägt der Mann runter. Ich danke. Somas ist dann Dichter!“

Diepenbrinks haben eben Ideale. Das merkte ich schon, als sie einen Zwerg in ihrem Borgärtchen aufstellten, einen Zwerg mit roter Hose, blauer Jacke, grüner Zipseilmütze und weißem Umhängebart. Dazu muß man wissen, daß Herr Diepenbrink Generaldirektor eines Versicherungsunternehmens ist. Im Büro hat er also nur Zahlen und Abschlüsse und solche Sachen im Kopf, aber zu Hause ist er Mensch, mehr, ist geradezu Romantiker.

Ferner sind Diepenbrinks musikalisch. Sie sind es vermittels eines Klaviers, das in ihrem Zimmer, unter dem, das Elisabeth mein Arbeitszimmer nennt, seinen Platz hat.

Zwergard Diepenbrink, schätzungswise zwölfjährig, lernt noch Klavier spielen. Sie hat jedoch keine feststehenden Übungszeiten, sondern überrascht mich willkürlich mit ihren Darbietungen. Meistens beginnt sie mit: O Donna Maria, ich hab dich tanzen gesehn ... wozu sie auch manchmal singt. Ich ziehe es vor, wenn sie dazu singt, denn dann bleibt sie in einem passablen Tempo, während sie ohne Gesang, da sie das Stück schon sehr gut kann, leicht in Kaseret verfällt. Dann kommen einige andere Tänze, die ich durch sie kennengelernt habe. Darunter ist einer mit mit einer kniffligen Stelle, die sie vermußlich nie lernen wird. Sie spielt den An-

fang nach ihrer Art ziemlich hastig, dann kommt die Stelle, die nicht geht, wird zirka sechsmal probiert, bis sie zufällig glückt, dann im Zusammenhang nochmal vorgenommen, wobei sie wieder daneben gelingt, aber jetzt resolut übergegangen, worauf der Schluß gleichfalls in dem übersteigerten Anfangstempo zurückgelegt wird.

In der traulichen Weihnachtszeit übte sie seit Anfang November täglich ein Potpourri von Weihnachtsliedern. Im Laufe der Zeit gelangen ihr die recht gut, und da die Oma und die jüngere Schwester meistens dazu langen, klappte es auch mit dem Tempo. Nun kommt ja aber leider „Schlaf in himmlischer Ruh“ vor, und die himmlische Ruh war ihr Berhängnis. Die kriegte sie in den ganzen acht Wochen nicht weg, und als dann der Weihnachtsbaum brannte und Papa Diepenbrink seinen Boh in den Familiengefang mischte, wurde sie wieder ihr Unglück. Dreimal probierte Jemgard die schlimme Stelle und dreimal mißlang sie, so daß sie weinend vom Klavier aufstand, und Papa Diepenbrink die Situation mit Schwung und viel Pedal retten mußte.

Papa Diepenbrink spielt nämlich auch Klavier. Zwar nicht oft, aber manchmal in der Abendstunde tramt er ein Heft Arneemarsche in erleichterter Ausgabe hervor und bringt sie zu Gehör. Dazu poßt ja Schwung und viel Pedal ausgezeichnet. Aber dem Zusammensteller des Heftes ist ein Unglück passiert, er hat nämlich den Höhenriedberger nicht erleichtert, und Papa Diepenbrink muß sich verzwweifelt damit plagen. Während er die anderen hinlegt, daß sich dazu marschierende Infanterie die Stiefel von den Anochen schleudern würde, bringt er den Höhenriedberger wie eine Zeitsupe. Aber dann kommt Gott sei Dank der Petersburger wieder erleichtert und bei „Denkts du denn, du Berliner Pflanze“ singen alle freudig mit, und Mama Diepenbrink wird so angeregt, daß sie nun auch ihrerseits ...

Also Mama Diepenbrink kann nicht nach Noten, aber nach dem Gehör. Sie hat Bruchstücke von der „Uhr“ von Loewe noch im Gedächtnis, an denen versucht sie sich. Den Text kann sie auch nicht mehr, da behilft sie sich leicht mit La-la-la. Und wenn die Harmonien nicht recht klappen wollen, genügt ihr ein Finger und zur Verstärkung zieht sie einen zweiten im Boh heran, der die Oktave spielen muß. Aber dazwischen weiß sie geschickt Triller und Schleifen, sogar Laute, anzubringen. Leider, wie gesagt, kann sie es nicht zu Ende. Sie schlägt darum mit einem besonders schönen Triller und nimmt sich „Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar“ vor. Aber auch der bleibt zum Torso verurteilt, zwar einem schönen Torso mit Trillern und Schleifen, und es folgen Reminiszenzen von „Water, Rutter, Brüder, Schweitern“ hab ich auf der Welt nicht mehr.

Ich pflege, wenn Diepenbrinks ihre musikalischen Unterhaltungen beginnen, meine Schreiberei beiseite und mich auf die Chaiselongue zu legen, nachdem ich das Licht ausgeknipst habe. Ich muß gestehen, ich höre ihnen gerne zu ...!

Rechtsfragen des Tages

Eigentumsvorbehalt auf einer Rechnung

In der neuesten Zeit hat sich im Wirtschaftsleben die Übung herausgebildet, die vor der oder bei Ueberlieferung der Ware erteilte Rechnung mit der Klausel zu versehen „die Ware bleibt bis zur völligen Begleichung Eigentum der Lieferfirma, auch bei Weiterveräußerung“. Welche Bedeutung kommt diesem auf eine Rechnung gesetzten Eigentumsvorbehalt zu, wenn vorher ein Kaufvertrag abgeschlossen wurde, in dem von einem Eigentumsvorbehalt nicht die Rede war?

Das Landgericht Karlsruhe — Entscheidung vom 3. Dezember 1929, — und das Kammergericht — Entscheidung vom 14. April 1929 — haben zu dieser Frage Stellung genommen. Beide Gerichte sind zu einem entgegengesetzten Ergebnis gekommen. Während jenes dem Vermert des Eigentumsvorbehalts auf einer Rechnung keine Bedeutung zuerkennt, erblickt dieses in einer solchen Rechnung, die zugleich mit der Ware überliefert wird, den Willen des Verkäufers, das Eigentum nicht zu übertragen, auch wenn vertraglich ein Eigentumsvorbehalt nicht vereinbart war. Dem Erkenntnis des Kammergerichts muß in der Begründung und zum mindesten auch im rechtlichen Ergebnis beigetreten werden; es hat auch im Schrifttum seinen Beifall gefunden. Die Frage, ob jener Vermert auch vom Standpunkt des Verkäufers aus zweckmäßig und vom Standpunkt des gesamten Wirtschaftslebens aus als wünschenswert anzusehen ist, muß von der Frage der Wirksamkeit des Vorbehalts scharf getrennt werden. Im Rahmen des genannten Streitfalles interessiert mehr, ob der Lieferant noch mindestens bedingter Eigentümer geblieben ist. Dies aber ist zu bejahen.

Das Landgericht Karlsruhe und die Gegner der Entscheidung des Kammergerichts scheiden nicht genügend zwischen dem Kauf als solchen und der sachenrechtlichen Einigung, durch die der Verkäufer sein Eigentum der gekauften Ware auf den Käufer überträgt. Nur jener Kaufvertrag ist zweiseitig verpflichtend und das Maß der beiderseitigen Verpflichtungen kann allerdings nach der in Deutschland allgemein anerkannten und zweifellos richtigen Ansicht nicht durch einseitige Erklärung der einen Partei — insbesondere des Verkäufers auf der Faktura — festgesetzt oder nachträglich geändert werden.

Aber eine ganz andere Frage ist die, ob der Verkäufer seinen durch die Ueberlieferung von Ware und Faktura erklärten Ueberzeugungswillen nicht durch den in Rede stehenden einseitigen Vermert beschränken kann. Das ist zweifellos zu bejahen; denn die Ueberlieferung ist ein Akt, dessen Wirksamkeit lediglich von dem Willen desjenigen abhängt, der Eigentum überträgt. Fehlt dieser Ueberzeugungswille, so ist das Eigentum überhaupt nicht, wird er von einer Bedingung abhängig gemacht, so ist es nur unter einer Bedingung übergegangen. Allerdings hat der Verkäufer dadurch seine Vertragspflicht aus § 433 BGB. nicht erfüllt und der Käufer kann dann die entsprechenden Konsequenzen ableiten; aber er kann nicht unter Zurückweisung der ihm angebotenen Bedingung das Eigentum nun unbedingt erwerben.

Voraussetzung ist dabei allerdings, daß der Verkäufer den der Ueberlieferung beigefügten Eigentumsvorbehalt dem Käufer in aller Form erklärt hat, und daß die Erklärung dem Käufer zugegangen ist. Mit dem Kammergericht ist der Fakturavermerk als eine durchaus genügende Erklärung anzusehen. Wenn auch die Faktura für den Empfänger nicht bindend ist, so folgt daraus doch nichts für ihre vollständige Belanglosigkeit. Sie hat vielmehr, wenn sie der überlieferten Ware beiliegt, eine erhebliche Bedeutung für die Frage, in welchem Sinne und welchem Zweck die Zusendung erfolgt ist. Es entspricht der Verkehrssitte, daß der Empfänger sie daraufhin durchsieht und ihren Inhalt als ihm gegenüber erklärt behandelt. In den Nachbereich des Empfängers gelangt ist die Erklärung jedenfalls auch dann, wenn der Geschäftsinhaber oder ein leitender Angestellter des Unternehmens die Faktura nicht zu Gesicht bekommen hat. Ob der einseitige Eigentumsvorbehalt sich in Lieferungsbedingungen befindet oder in einem Vermert auf der Faktura zum Ausdruck gelangt, kann nach dem oben Ausgeführten keinen Unterschied machen. Der einseitige Eigentumsvorbehalt auf der Faktura hindert also den Eigentumsübergang auf den Erwerber und begründet das Recht des Verkäufers, im Falle des Konkurses des Käufers eine vor der Konkurseröffnung dem Käufer als Grundschuldner gelieferte Ware auszusondern.

Die Beurteilung der hier gestellten Frage ändert sich wenigstens in gewissem Sinne, wenn der Kauf noch nicht früher geschlossen war, sondern durch die Ueberlieferung der Ware im Sinne einer Annahmeerklärung des Verkäufers erst geschlossen werden soll. Dann bewirkt der in der Faktura beigefügte Eigentumsvorbehalt, daß die Annahme des Angebotes nicht so, wie es vom Käufer gestellt war, erfolgt ist. Mit Recht legt das Kammergericht dar, daß hier eine Ablehnung der auf Abschluß ohne Eigentumsvorbehalt gerichteten Offerte des Käufers in Verbindung mit einem neuen Angebot des Verkäufers — auf Kauf unter jenem Vorbehalt — anzunehmen sei. Auch hierin muß dem Kammergericht beigetreten werden, daß im Schweigen des Käufers nach Lage des Falls eine Annahme dieses Gegenangebotes zu finden sei.

Magistratsrat Dr. jur. W. Krotoschiner.

„Frühling“, er hat Verse zu verkaufen, und wer ihn sieht, wird nicht auf den Gedanken kommen, zu lachen. Ein Groß gegen die Umstände, die diesen Mann zwingen, diesen am allerwenigsten verlangten Artikel — Verse — hier feilzubalten, steigt in dem Passanten hoch. Er hält dem Mann den Kaufpreis von einem Sechser hin, aber der Mann ist ja blind — man zwingt ihm die Münze in die alterstoste Hand hinein, man will sich, wegen dieses elenden Sechfers geniert, eilig drücken. Aber der Verseverkäufer hält dich mit der Geste des vorgestreckten Kopfes schäblich fest.

„Aber lesen Sie doch“, sagte er, „ich habe mir Mühe gegeben.“

Er ist ein Schriftsteller, er hat Ehrgeiz und Selbstbewußtsein wie alle seiner Gattung. Aber ein banges Ahnen verrät ihm, daß sein Gedicht dieser Zettel, klein wie ein kleines Programm, nach wenigen Schritten zerknüllt auf das Pflaster der Leipziger Straße fällt, achlos hingeworfen, ungelassen. Dieser kleine Vorgang aber machte ihn zum Bettler. Er hätte den Sechser um nichts bekommen.

Ich weiß nicht... wenn ich mir sein Gedicht betrachte, finde ich, trotzdem, dieser Mann wird unterbezahlt. Er wird unterbezahlt. Er ist ein Schriftsteller. Vielleicht ist er mehr noch, ein Dichter. Wenn es zum Dichten genügt, ehrlich zu sagen, was ehrlich gefühlt ist — ja, so ist er einer.

Er sagt:
„Es (das Blümchen) neigt sein Köpfchen nach der Sonne Lauf,
wenn diese fern im Osten steigt auf.“

Hat der Mann in seinem Osten denn je die Sonne aufsteigen sehen?

Und der Schlussvers heißt:
„Als Trost sich ein Zitat von meinen Lippen preßt:
Nemo ante mortem beatus dicendus est.“

Illig Post, Bückerstraße 43

Rechtstübigkeit Minderjähriger.

Ein junger Mann von großem Wuchs und breiter Statur läßt in einem photographischen Atelier ein größeres Bild von sich anfertigen und erklärt dabei, er wolle es seinem Vater zum Geburtstag schenken, es solle eine Ueberraschung sein. Bei dem Kaufherren des Bestellers kam der Photograph gar nicht auf den Gedanken, daß dieser etwa das 21. Lebensjahr noch nicht vollendet habe, und nahm ohne weiteres an, daß ein so gewandter Herr auch „geschäftsfähig“ im Sinne des Gesetzes sei. Da der Name des Vaters dem Photographen bekannt war und in der Geschäftswelt einen guten Klang hatte, lieferte er das Bild ohne Vorauszahlung und sandte erst dann dem jungen Mann seine Rechnung. Dieser erklärte nunmehr, daß er erst 20 Jahre alt sei, und daß sein Vater die Bestellung nicht genehmigt habe.

Die Rechtstübigkeit des Photographen war damit eine äußerst ungünstige; er hatte mit einem Minderjährigen ein Geschäft abgeschlossen, das mangels der Genehmigung des gesetzlichen Vertreters — hier des Vaters — ungültig war. Er konnte auch gegen den Minderjährigen keine selbständige Klage erheben, da ein Minderjähriger nicht rechtsfähig ist, also auch nicht verklagt werden kann; er konnte die Klage nur richten: „gegen den Minderjährigen R. N., vertreten durch seinen Vater — — —“. Da der Photograph aber schon durch den Sohn erfahren hatte, daß der Vater mit dem Rechtsgeschäft nicht einverstanden gewesen war, und mit Sicherheit voraussehen konnte, daß er dies im Prozeß einwenden würde, unterließ er die Klage, die auf alle Fälle abgewiesen worden wäre, und sparte so wenigstens das Geld für eine erfolglose Klage.

Minderjährig ist, wer das 21. Lebensjahr noch nicht vollendet hat. Ein Minderjähriger kann selbständig ein wirksames Rechtsgeschäft nicht abschließen, er bedarf dazu der Genehmigung

Das neue Buch

Maria Karlowis: Schwindel

Der Zusammenbruch der bürgerlichen Welt ist so oft in Romanen gestaltet worden, daß ein Schriftsteller neues zu diesem Thema kaum mehr sagen kann. Maria Karlowis gibt in ihrem Buch „Schwindel“ (S. Fischer Verlag) denn auch keine soziologischen Offenbarungen. Sie zeigt, daß die wirtschaftliche Unterminierung den Untergang des Bürgertums zum Abschluß bringt; dem einzelnen bleibt nur die Wahl zwischen Vernichtung oder Rettung ins Proletariat, und viele fürchten solche Rettung mehr als den völligen Untergang. Diese Tatsache haben bereits andere Schriftsteller ausführlich aufgezeigt und begründet. Aber ich kenne kein Buch, in dem der Vorgang der Auflösung so unheimlich deutlich wird, in dem der Zerfall nicht nur in seinen Symptomen, sondern unmittelbar der Erkenntnis so nahe gebracht wird. Die große Familie, von der das Buch erzählt, ist eine Sammlung typischer Vertreter des Bürgertums. Das elende Haus, mit dem diese Menschen von ihren eigenen Familienangehörigen angeschmiert worden sind, dessen miserablen Zustand sie kennen und fürchten, und um das doch immer wieder haß und Eier und Reid und Streit entbrennt, könnte man fast symbolisch nehmen.

seines gesetzlichen Vertreters; dies kann der Vater, in anderen Fällen die Mutter oder auch der Vormund sein. Wer das achtzehnte Lebensjahr vollendet hat, kann durch Beschluß des Vormundschaftsgerichts für volljährig erklärt werden; durch die Volljährigkeitserklärung erlangt er die rechtliche Stellung eines Volljährigen.

Es ist im Geschäftsleben natürlich von größter Wichtigkeit, sich über die Rechtsfähigkeit desjenigen, mit dem man ein Rechtsgeschäft abschließt, zu vergewissern; denn wer mit einem Minderjährigen ein Geschäft abschließt, hat kein Rechtsmittel, sich vor Schaden zu schützen.

Allerdings gibt es auch Fälle, in denen ein Minderjähriger Verträge wirksam abschließen kann. Zum Beispiel, wenn ihn der gesetzliche Vertreter ermächtigt in Dienst oder in Arbeit zu treten, so ist der Minderjährige für solche Rechtsgeschäfte uneingeschränkt geschäftsfähig, welche die Eingehung oder Aufhebung eines Dienst- oder Arbeitsverhältnisses der gestatteten Art betreffen. Da selbst die für einen einzelnen Fall erteilte Ermächtigung gilt im Zweifel als allgemeine Ermächtigung zur Eingehung von Verhältnissen derselben Art.

Eine weitere Bestimmung des Gesetzes betrifft die Aufsichtspflicht über Minderjährige, die der gesetzliche Vertreter auszuüben hat; sie kommt hauptsächlich wohl bei Kindern oder geistig Zurückgebliebenen in Frage, die für ihre Taten nicht verantwortlich zu machen sind. Das Gesetz bestimmt: wer nicht das siebente Lebensjahr vollendet hat, ist für einen Schaden, den er einem anderen zufügt, nicht verantwortlich; und weiter: wer das siebente aber nicht das achtzehnte Lebensjahr vollendet hat, ist für solchen Schaden dann nicht verantwortlich, wenn ihm die zur Erkenntnis der Verantwortlichkeit erforderliche Einsicht fehlt. In solchen Fällen wird zu prüfen sein, ob der zur Aufsicht Verpflichtete dieser Pflicht genügt hat; ist dies der Fall, so tritt eine Erschuldigung seinerseits nicht ein, ebensowenig, wenn der Schaden auch bei gehöriger Aufsichtsführung entstanden sein würde. Margarethe Falkenfeld.

Aber alles Typische, alles Symbolhafte steht in diesem Roman hinter erschütternder Lebendigkeit — soweit man bei dieser Bürgerfamilie vom „Leben“ reden kann. Wie Schauspieler einer Schmiere führen sie mit verstaubten Atropen, zwischen schlechten Kulissen, einen Lebenserfah, weil sie zur tätigen Teilnahme am wirklichen Leben weder Kraft noch Mut haben. Sie betragen ein bißchen, verkümmern und sterben, werden verrückt. Von den wenigen, die ein glückliches Geschick früh aus diesem Kreise herauslöst, berichtet das Buch nicht weiter. Aber es ist doch einiges wirkliches Leben noch vorhanden, angelesen zwar, schwer bedrückt, doch im Kern gesund. Ein Mädchen erzwingt sich ihr eigenes Schicksal. Der Weg von der Familie in die Arme eines genialen, aber lebensunfähigen Mannes scheint kein Zufall. Er ist es trotzdem; denn er rettet sie vor dem Untergang mit der Familie, und er führt sie endlich hinein in die Welt der Wirklichkeit. Phantastisch drängt sich gegen den Schluß des Buches die an ihrer seelischen Verkümmern allmählich irrsinnig gewordene Schwester in den Vordergrund, die noch einmal den ganzen Willen zum Schwindel, den fanatischen Glauben an seine Notwendigkeit, seine Zweckmäßigkeit mit der unheimlichen Gewalt einer Geisteskranken entwickelt.

Der Stil des Buches entspricht dem Aufbau des Stoffes. Der Leser wird vorwärtsgepeitscht, von keiner Reflexion, von keiner reflektierenden Wendung aufgehalten. Wie die Gestaltung des Inhaltes genügt auch die Sprache nicht immer höchsten künstlerischen Anforderungen. Aber alles ist unmittelbarer Ausdruck, klar, scharf geformt; es zwingt zum Miterleben. Trude E. Schulz.

WAS DER TAG BRINGT

ERZÄHLT VON YORICK

Die Wette

Sie waren Polen, alle beide, und sie hießen, wie sich das für zwei Polen gehört, die in der Stadt Paris ihre östliche Heimat vertreten: Wenzeslaus und Stanislaus. Wirklich! Außerdem waren sie Freunde und außerdem hatten sie Geld.

Was nun Beute, die befreundet sind und zuviel Geld haben? Sie wetteilten miteinander. Jemande möglichst blödsinnige Wette. Im Fall Stanislaus und Wenzeslaus ging es um einen Wettlauf auf den Montmartreberg. Und zwar ohne Strümpfe und, um die Sache schwierig zu machen, mit — Bohnen in den Schuhen.

Weil der Austrag der Wette am hellen Tage einiges unliebame Aussehen erregt hätte, wählten Stanis- und Wenzeslaus die Nacht. Und so sahen denn zwei im Montmartreviertel stationierte Schutzleute, wie zwei Männer den Montmartreberg erklimmen. Der eine ächzend und hinstend, der andere aber leichtfüßig wie ein Reh. Infolgedessen war der letzte lange vor dem ersten oben. Und als der Hintere endlich ebenfalls angelangt war, gab es zuerst einen Wortwechsel und dann eine wüste Prügelei.

Hier griffen die Hüter der Ordnung ein. Sie ermittelten die Geschichte der Wette und ihren Austrag, und sie ermittelten auch den Grund für den Sieg Wenzes- und den Zorn Stanislaus'.

Beide hatten vorschriftsgemäß Bohnen in ihre Schuhe getan. Beide Bohnen von gleicher Größe und gleicher Anzahl. Nur hatte Wenzeslaus die seinen vorher — gefoch!

Der Held und die Behörde

Daß einer ins Feld zog und eine Frau zurückließ, die er erst vor zwei Wochen geheiratet hatte; daß dann nach einem Jahre die amtliche Nachricht an die Frau gelangte, daß ihr Mann gefallen sei — das kam in den Jahren des Weltkrieges häufig, viel zu häufig vor. Auch daß die Witwe, nachdem Trauer und Trauerjahr vorüber waren, sich von neuem verheiratete, wie es Frau Szabo aus dem ungarischen Drie Kolozsvar tat, ist ein durchaus häufiger Fall; kompliziert wurde er nur dadurch, daß ihr erster Mann Mann, Alexander Szabo, gar nicht tot war, sondern von den Russen gefangen. Er hat keine Möglichkeit, sich mit der Heimat in briefliche Verbindung zu setzen; weiß also von der Lotmeidung und von der zweiten Heirat seiner Frau nichts. Erst im Jahre 1923 kommt er in die Heimat zurück und erfährt all das...

Auch dies noch ist Heimkehrerschicksal, das nicht nur einmal geschah. Wie aber Alexander Szabo es meisterte, indem er ihm nachgab, wie er nicht an den vier Jahren Krieg, sondern an den sieben Jahren zwischen 1923 und 1930 zum Helden wurde, zum Helden im seelischen und somit wahrhaftigen Sinne: das ist wohl einmalig!

Dem Alexander Szabo ging nicht hin, um seine Frau zu fragen: „Der andere oder ich?“, ging nicht hin, um die Ehe ungültig erklären zu lassen, die seine oder die des andern. Er liebte seine Frau, liebte sie mit jener tiefen und rechten Liebe, die auch auf den Besitz der Geliebten verzichtet kann, die sich im Bräutigam- Sein zu ihrem Glück zu bescheiden weiß. Und so ging er nicht zu seiner Frau,

sondern sorgte, daß sie von seiner Wiederkehr nichts erfuhr. Ließ sich aber unterrichten von allem, was sie lebte, wußte, daß ihre Ehe glücklich war, erfuhr im Laufe der Jahre von der Geburt dreier Kinder.

Und erfuhr also auch vor einigen Monaten, daß der zweite Mann seiner Frau gestorben war. Er schrieb ihr sofort: die Bahn war für ihn frei. Und er gedachte sie bald zu heiraten. Sie mißfiel gern ein; sie hatte ihn wohl immer geliebt. Das Heidenstück eilte mit Riesenschritten seinem Happy end zu. Es wäre schon zu Ende — aber auf seinem Wege sah — die Behörde.

Räudlich für die Behörde ist Alexander Szabo tot. Um zu vermeiden, daß seine Frau durch sein Wiederauftauchen beunruhigt wurde, hatte er sich bisher nicht amtlich zurückgemeldet. Das rächte sich nun. Die Beamten weigern sich, ihn jetzt noch anzuerkennen. Ungezählte Papiere, Dokumente, Akten muß er beschaffen, ungezählte Papiere, Dokumente, Akten müssen geändert oder neu gefertigt werden. Und wenn es ihm gelingt, den widerpenstigen Amtschimmel in Trab zu setzen — dann, das ist zu hoffen, wird er wenigstens noch bei Beizzeiten seine Witwe heiraten können!

Die Fahne

O Wunschtraum jedes Militaristen vom romantischen Schlage: eine feindliche Fahne zu erobern! O unerfüllbarer Wunschtraum, unerfüllbar wenigstens in diesem letzten Kriege; Fahnen hatten sich als für den Schützengrabentrieg nicht so recht geeignet erwiesen, und die Beute an wehendem Tuch war also selbst bei den größten Siegen recht bescheiden.

Einem brauen sächsischen Soldaten, einem simplen Rüstoten aber glückte es, gleich im Anfang, anno 14, als man Fahnen noch schätzte und mit sich führte — in dem Dertchen Sérples-Rézières, dicht bei St. Quentin, fand er eine Fahne — fand sogar ersichtlichweise eine prachtvolle Regimentsstandarte! Er meldete seinen Fund nicht; es gelang ihm sogar, ihn in die Heimat zu schicken; da hing die Fahne nun in stolz geschwungenen Falten über dem Kanapee, und als der Sachse heimkam, sah er Abend für Abend unter seiner Trophäe — bis er kürzlich starb.

Die Witwe legte wohl nicht soviel Wert auf die französische Fahne, oder sie brauchte Geld: jedenfalls verkaufte sie die Fahne einem Bekannten für fünfzig Mark. Der aber hatte seinerseits wieder einen Respektanten, einen Leipziger, von dem er wußte, daß er solche Dinge sammelte. Der Sammler besah die Fahne, schmunzelte und bezahlte sie — allerdings auch nur mit fünfzig Mark.

Und dann setzte er sich hin und schrieb einen Brief nach Sérples-Rézières, in der Landesprache, denn er konnte, als erster deutscher Besitzer der Fahne, französisch. Aus Frankreich kam ein Brief zurück, der enthielt fünfzig Mark, und dann wurde die Fahne verpackt und nach Sérples-Rézières befördert.

Und in Sérples-Rézières fand am Sonntag nach der Ankunft der Standarte ein großes Volksfest statt. Man hatte auch Grund dazu.

Denn die — Feuerwehr hatte ihre Fahne wieder!

Der Vulkan als Kraftquelle

Billige Elektrizitäts-Erzeugung / Radio-Ortssender mit mehreren Programmen / Die 80prozentige Glühlampe

Die Ingenieure, diese modernen Hegenmeister, schreden bekanntlich vor nichts zurück, und so haben sie sich denn neuerdings mit Erfolg an die fast wohnwichtig anmutende Aufgabe gewagt, die zügellos sich austobenden vulkanischen Kräfte einzufangen und sie ihren Zwecken dienstbar zu machen. Da gibt es z. B. in Toscana, nicht weit von Florenz, ein vulkanisches Tal, das den bezeichnenden Namen „Balle dell' Inferno“ (Höllental) trägt und das noch vor wenigen Jahren von Mensch und Tier ängstlich gemieden wurde. Bis eines Tages der italienische Chemiker und Ingenieur Fürst Conti auf dem Plan erschien und

mitten in dem verrufenen Tal ein großes Kraftwerk zu errichten begann.

Dampfturbinen und Dynamomaschinen wurden aufgestellt, ein Netz von Kabeln und Rohrleitungen verlegt, nur die von Dampfturbinen sonst untrennbaren Kesselanlagen fehlten in diesem seltsamen Kraftwerk. Statt dessen wurden ringsum eine Anzahl Bohrflöcher in den heißen, vulkanischen Boden getrieben, aus denen alsbald dicke Dampfstrahlen hervorschoßen. An jede Bohrung wurde eine Rohrleitung angeschlossen, die den Dampf auffängt und ihn zunächst in eine Reinigungsanlage leitet, wo er von allen schädlichen Beimengungen befreit wird. Erst der so gereinigte Dampf strömt in die Turbinen, die seine Wärme- und Spannungsenergie in mechanische Arbeit umwandeln.

Dieses erste Vulkan-Kraftwerk der Welt arbeitete von Anfang an so zufriedenstellend, daß es im Lauf der Jahre immer mehr ausgebaut und vergrößert wurde. Zur Zeit werden dort rund 10000 PS erzeugt. Ein Dutzend Bohrflöcher, deren Tiefe zwischen 80 und 250 Meter schwankt, liefern den erforderlichen Dampf zum Antrieb der Turbogeneratoren, die zusammen mit dem Strom mehrerer Wasserkraftwerke Florenz und einige andere norditalienische Städte mit Licht und Kraft versorgen.

In finanzieller Hinsicht rentiert sich das Unternehmen glänzend, denn es ist nicht nur Stromlieferant, sondern erzielt außerdem erhebliche Gewinne aus dem Verkauf der dem Dampf beigemengten und aus ihm abgetriebenen „Berunreinigungen“, unter denen sich zahlreiche sehr wertvolle und von der chemischen Industrie hochbezahlte Stoffe befinden, so z. B. Boräure, Kalzium- und Magnesiumsalze, Schwefelwasserstoff, Methan, Neuerdings sind auch die Amerikaner dem Vorbild der Italiener gefolgt und haben in Kalifornien, nicht weit von San Francisco, ebenfalls ein von vulkanischen Dämpfen gespeistes Kraftwerk in Betrieb genommen.

„Ultrakurzer“ Rundfunk?

Nach den sprunghaftesten Fortschritten der ersten Jahre schien die Rundfunktechnik in jüngster Zeit auf einem gewissen toten Punkt angelangt zu sein. Zwar war an Verbesserungen im einzelnen nach wie vor kein Mangel, die Geräte wurden immer lauter, selektiver und klarer, aber man hörte wenig oder gar nichts von wirklich umwälzenden, prinzipiellen Neuerungen, auf die es letzten Endes doch allein ankommt. Um so größere Beachtung verdienen die in jüngster Zeit von verschiedenen Seiten angefertigten

Versuche mit sogenanntem ultrakurzem Rundfunk.

denn hier zeigt sich ein Weg, wie man den Wünschen der Hörer mit einfachem Ortsempfangsapparaten entgegenkommen kann. Als „ultrakurz“ bezeichnet man bekanntlich Wellen, deren Länge nur einige Meter beträgt, im Gegensatz zu den gebräuchlichen Rundfunkwellen von mehreren hundert Metern Länge.

Derartige ultrakurze Wellen, deren Erzeugung und Erforschung eines der Hauptarbeitsgebiete der Radiotechniker in den letzten Jahren war, zeigen ganz merkwürdige Eigenschaften, vor allem was ihre räumliche Ausbreitung anbetrifft; sie verhalten sich nämlich in dieser Hinsicht genau wie die Lichtstrahlen, d. h. sie reichen nicht weiter, als bis zu dem vom Sender aus sichtbaren Horizont. Ihre Reichweite wird also um so größer, je höher der Sender aufgestellt ist, ebenso wie ja auch das Gesichtsfeld mit jedem Meter Höhengewinn eine entsprechende Erweiterung erfährt. Für viele „Kleinhörer“ ergeben sich aus der Verwendung der ultrakurzten Wellen die verlockendsten Perspektiven. Man braucht nämlich nur in jeder Großstadt eine Anzahl Ultrakurzwellensender mit jeweils eigenem Programm aufzustellen, um auch

den Besitzern einfacher Empfangsgeräte genügend Auswahlmöglichkeiten zu bieten.

Eine gegenseitige Störung der verschiedenen Sender ist ausgeschlossen, da man bei den Kurzwellen viele Sender unterbringen kann. Augenblicklich werden in Berlin bereits Ultrakurzwellen-Versuchssender ausprobiert, an denen man die nötigen Erfahrungen mit der neuen Rundfunktechnik sammeln will. Die auf dem Dach hoher Gebäude aufgestellten Sender haben eine Reichweite von etwa 6 bis 8 Kilometer, was für eine Stadt wie Berlin durchaus genügt. Für die Bandbreitenverteilung ist der ultrakurze Rundfunk soviel ohne Bedeutung, da auf dem Lande durchweg Rohrröhren-Fernempfänger in Gebrauch sind, die eine ganze Anzahl in- und ausländischer Stationen heranholen. Der Empfang der Ultrakurzwellensender wird allerdings nur die Detektor- oder Ortsempfängerapparate die Einschaltung eines Vorfiltergerätes notwendig machen, wenn es der Hörer nicht vorzieht, sich einen besonderen Kurzwellenempfangsapparat anzuschaffen, der allerdings wesentlich billiger als ein Mehrrohrempfänger wäre.

Licht ohne Wärme

Die heutige normale Metallfaden-Glühlampe leuchtet nur etwa 6 Proz. der ihr zugeführten elektrischen Energie in sichtbares Licht um; die übrigen 94 Proz. gehen als Wärmestrahlung und dergleichen für die Lichterzeugung verloren. Dieses Ergebnis kann mit dem besten Willen nicht als günstig bezeichnet werden, so daß man es versteht, wenn Wissenschaft und Technik unermüdet um die Verbesserung des Glühlampeneffizienzgrades bemüht sind. Mit welchem Erfolg, zeigt die soeben bekanntgewordene Erfindung einer nach ganz neuen Gesichtspunkten konstruierten Glühlampe durch Professor Pirano und Dr. G. Weß, die den bisher noch nie auch

nur annähernd erreichten Wirkungsgrad von rund 80 Proz. aufweist.

Die neue Lampe gehört zu den sogenannten „Kathodenstrahlern“, d. h. sie arbeitet im Gegensatz zu unseren heutigen Glühlampen während des Betriebes ohne merkliche Erwärmung. Unerreichtes Vorbild auf diesem Gebiete ist die Natur, die ihre Leuchtkörper und Leuchtstrahlentlinge mit Kathodenstrahlen von nahezu hundertprozentiger Wirksamkeit ausgestattet hat. Wie sie das macht, ist vorläufig noch ihr Geheimnis, immerhin ist der Mensch, wie die Erfindung der neuen Glühlampe zeigt, eifrig bemüht, ihr auch auf diesem Gebiet ebenbürtig und eines Tages vielleicht sogar überlegen zu werden.

Wie die Spurweite der Eisenbahn entstand

Warum sind es gerade 1435 Millimeter?

Schon zur Zeit, als noch die Postkutsche das einzige öffentliche Verkehrsmittel war, hatte sich eine hohe Obrigkeit mit den Räderabständen der einzelnen Fahrzeuge befaßt. Eine solche Maßregel zeigte sich als notwendig, damit sich zwei auf der Landstraße begegnende Wagen ausweichen konnten. Da die Fuhrleute möglichst viele Güter auf einmal befördern wollten, wurden im Laufe der Zeit ihre Fuhrwerke immer breiter und breiter gebaut, d. h. der Abstand zwischen den beiden Rädern wurde immer breiter und größer. Das ging nur eine Zeitlang, bis die zu geringe Breite der damaligen Fahrwege und Landstraßen ein Halt geboten. Schimpfereien und hieraus sich ergebende Prügeleien zwischen den Fuhrleuten, die sich nicht mehr ausweichen konnten, waren an der Tagesordnung.

Das englische Parlament hielt damals diese Angelegenheit für wichtig genug, um sich mit ihr zu beschäftigen. Es wurde ein Gesetz erlassen, wonach

der Abstand zwischen den Innenseiten zweier Wagenräder nicht größer als bei den Postkutschen, und das waren genau 1,372 Meter, sein durfte.

In späteren Zeiten verfertigten dann die Wagenbauer auch Fahrzeuge, die nur für den Stadtverkehr bestimmt waren und eine engere Spurweite hatten. Solche Fahrzeuge waren für das Land nicht zu gebrauchen, da man doch hier öfter auch Feld- und Sandwege, in die man Spuren mühsam eingefahren hatte, benutzte. Aus diesem Grunde mußten Vorder- und Hinterräder genau den gleichen Abstand aufweisen, um in den alten Spuren fahren zu können. Als nun George Stephenson im Jahre 1825 eine erste Lokomotive baute, dann Gleise legte, damit sie auf diesen mit einigen Wägelchen fahren konnte, kam eine wohlweisliche englische Behörde auf den Gedanken, dem genialen Erfinder den Abstand der Räder für Wagen und Lokomotive vorzuschreiben. 1372 Millimeter, genau wie bei der Postkutsche, waren ihm zugestanden worden und nicht ein Zentimeter mehr, obwohl der Dampfwagen doch keine Landstraße benutzte. Als gehorsamer Staatsbürger richtete sich Stephenson zuerst nach den ihm gegebenen behördlichen Weisungen. Bald aber erkannte er, daß diese Vorschrift jede Entwicklung des Eisenbahnwesens unterdrücken mußte. Bei seiner Lokomotive lagen nämlich

Ihrer Wirkungsweise nach zählt die neue Lampe zu den „Glühlampen“, in denen stark verdünnte Gase bei Stromdurchfluß zu leuchten beginnen. Als Füllgas dient in diesem Fall Krypton, ein sehr seltenes und verhältnismäßig schweres Gas, das gleich den übrigen Edelgasen Helium, Neon, Argon in ganz geringen Spuren in der atmosphärischen Luft vorkommt und durch einen umständlichen Reinigungsprozeß aus ihr abgetrennt werden kann. Außerdem ist die Lampe mit einer Einrichtung versehen, durch die sich in ihrem Innern Natriumdämpfe erzeugen lassen. Schickt man nun elektrischen Strom in die Lampe, d. h. schießt man Elektronen in das Gas-Dampf-Gemisch, so prallen diese an den schweren Krypton-Atomen elastisch ab und bringen dadurch die Natriumdampf-Atome dermaßen in Schwingung, daß das Innere der Lampe in dem für Natrium charakteristischen strohgelben Licht aufleuchtet. Man wird erwarten müssen, ob es gelingt, die Lampe, die in ihrer jetzigen Form noch recht kompliziert und teuer ist, so sehr zu vereinfachen und zu verbilligen, daß sie für die Massenverwendung im täglichen Leben in Frage kommt. Ziv.-Ing. Hans Wohltreck.

die Dampfzylinder noch zwischen den Rädern. Stephenson, der sich um den Erfolg seiner Erfindung betrogen fühlte, ließ nichts unversucht, um die Erlaubnis für eine größere Spurweite zu erhalten. Er wandte sich von Behörde zu Behörde, und da er immer abschlägigen Bescheid erhielt, schließlich an das Parlament. Man gestattete ihm hierauf,

die Entfernung zwischen den Rädern auf 1435 Millimeter zu vergrößern.

Zu jener Zeit hatte man in anderen Ländern noch keine Erfahrungen im Bau von Lokomotiven gemacht. Die erste deutsche Eisenbahn auf der 6,1 Kilometer langen Strecke Nürnberg-Fürth im Jahre 1835 wurde von einer Maschine gezogen, die aus England stammte. Diese Lokomotive hatte daher ebenfalls eine Spurweite von 1435 Millimetern.

So wurde dieser Räderabstand zur allgemeinen Norm für die Gleise der meisten Länder der Erde bis auf den heutigen Tag.

Eine Ausnahme macht in Europa nur Rußland, wo der Abstand zwischen den Innenseiten der Schienenstränge 1524 Millimeter beträgt, und Spanien nebst Portugal, wo dieser Zwischenraum 1740 Millimeter groß ist. Griechenland und Algerien besitzen Gleise mit nur 1 Meter Abstand, während Chile und Brasilien dem Beispiel Spaniens gefolgt sind.

Neben diesen sogenannten vollspurigen Bahnen gibt es aber bei uns auch eine große Anzahl von Nebenbahnen, die eine Spurweite von nur 1075 oder nur 600 Millimetern aufweisen; schließlich baut man auch noch Feldbahnen mit 400 Millimetern Schienenabstand. Postkutsche, Karosse, Landauer und Leitwagen sind heute zumeist durch Postauto, Limousine und Lastkraftwagen ersetzt worden.

Die Spurweiten der Kraftfahrzeuge

schwanken gewöhnlich zwischen 1280—1420 Millimeter. Auch bei diesen Wagen mußte man natürlich auf die Breite der Landstraßen und Fahrwege in den Städten Rücksicht nehmen, um Zustände, wie sie in den früheren Zeiten erlebt wurden, zu vermeiden. Man soll ja doch schließlich aus der Vergangenheit lernen und versuchen, es in der Gegenwart besser zu machen. Günther Scheffler.

Geschnittene Spiralfedern

Der autogene Schweißbrenner auf der Drehbank

Ein neues Verfahren zur Herstellung von starken, nachgiebigen Spiralfedern wird im Nürnberger Werk der Siemens-Schuckert-Werke angewandt. Man ist dort von dem „Wickeln“ großer Spiralfedern auf der Leitspindel drehbank abgegangen und stellt die Federn jetzt mit dem autogenen Schweißbrenner her.

Es handelt sich um Spiralfedern von großem Durchmesser, wie sie etwa zur Abfederung von Waggonen und zur elastischen Kupplung von Maschinenkäufen benutzt werden. Bei dem angewandten Schweiß-Schneidverfahren ist es gleichgültig, ob es sich um Federn mit offenen oder geschlossenen Enden handelt. Im letzteren Falle bohrt man lediglich in die vorher außen überdrehten und in der erforderlichen lichten Weite hergestellten Rundstücke aus Stahl rechtswinklig zur Längsachse je ein Loch an den Enden. In dieses Loch setzt man dann den Schweißbrenner ein und läßt den Support der Drehbank mit dem Schweißbrenner entsprechend der gewünschten Gangzahl der Feder vorrücken. Der Schneidbrenner schneidet die Gänge haarscharf durch die Wandstärke des Werkstückes, ohne daß eine Nacharbeit erforderlich wäre. Genau so werden Spiralfedern mit offenen Enden geschnitten. Die Qualität der so hergestellten Federn und die Einfachheit des Verfahrens begründen die Überlegenheit über das bisher geübte Aufwickeln einer Vierkantstahlstange auf einen Dorn. Wie die Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure dazu mitteilt, sind auf die angegebene Art und Weise Spiralfedern von 400 Millimeter Außendurchmesser und 100 Millimeter Wandstärke einwandfrei hergestellt worden.

Was die Redner sagten

Aus den Vortragsälen

Unter dem Titel „Neuzeitliche Funktechnik“ fand der 21. Vortragsabend aus der Vortragsreihe „Verkehr und Industrie“ des Reichsbundes Deutscher Technik, Ortsgruppe Berlin, statt. Der Vortragende, Abteilungsleiter Dr.-Ing. Harbich vom Reichspostzentramt, zeigte zunächst einen kurzen Überblick über Sendetechnik, in dem das Röhrensenderprinzip erläutert und eine Darstellung der Antennenstrahlung gegeben wird. Daran anschließend erläuterte er die Strahlungsvorgänge bei langen, mittleren und kurzen Wellen und zeigte, wie sie für die Funktechnik von ausschlaggebender Bedeutung geworden sind. Zum besseren Verständnis für die Entwicklung der neuen Sendetechnik wurden die modernen Kurzwellenanlagen mit den älteren Langwellenanlagen verglichen. Es wurde

die heute übliche Strahlungsveranlagung für kurze Wellen erklärt und ihr Zweck erläutert, sowie auch moderne Anlagen besprochen. Ausführlich äußerte sich der Vortragende noch über Reichweite und Verwendungsmöglichkeit der ultrakurzten Wellen, moderne Sender und Empfänger hierfür, über Sendee- und Empfangstechnik des Fernlehrens und über die Entwicklung der Rundfunktechnik vom ersten Berliner Sender bis zu den neuesten Großsendern. Es folgte dann eine Beschreibung von Gleichwellenrundfunkanlagen und ihre Anwendungsmöglichkeiten. Ueber die Errichtung des Großsenders in Mühlacker führte der Vortragende einen interessanten Tonfilm vor. Anschließend daran wurden Vergleiche zwischen neuen und alten Senderräumen gezogen, die den Einfluß der Senderräume auf die Güte der Wiedergabe klarlegten. Zum Schluß wurden noch einige Schallplatten vorgeführt, die den Einfluß der Sender der Sendertechnik deutlich hörbar zeigten. M. J.

Ueber das Ergebnis seiner neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Biochemie und Radioaktivität sprach im Deutschen Ingenieurbau Prof. Dr. Stoklasa aus Prag. Von Lavoisier, der Vater der modernen Chemie, hatte 1782 alles Leben als chemischen Prozeß und die pflanzlichen, tierischen und menschlichen Organismen als chemische Laboratorien bezeichnet. Die Aufgabe der Menschheit und der Tierwelt im ganzen Weltall ist, sich zu vermehren und alle organischen Stoffe wie Kohlehydrate, Eiweißstoffe und Fette zu mineralisieren und in einfachste Stoffe zu überführen. Für den Menschen gilt das wichtige Gesetz, nur soviel zu essen als der Organismus mineralisieren kann. Mit zunehmendem Alter nimmt die Mineralisationskraft des Organismus ab. Alle Substanzen, die im tierischen und menschlichen Körper nicht resorbierbar sind, gehen als feste Exkremente aus dem Körper hinaus. Sie enthalten eine ungeheure Menge aktiver Bakterien (pro 1 Gramm 200.000 Millionen Keime); durch den Boden werden gefährlichen Dünger bedingen sie die Fruchtbarkeit des Bodens, auf welchem die Pflanzenwelt wiederum das vom tierischen und menschlichen Organismus ausgeschwemmte Kohlenstoff assimiliert. Alle Lebensprozesse werden durch die Radioaktivität beeinflusst. Dafür erklärt sich auch die günstige Wirkung der radioaktiven Inhalationen, Trinken und Bädungen; der Organismus wird von den Schlägen befreit und die „Mineralisation“ restlos durchgeführt. Ja, man kann sagen, daß das Leben der ersten Felle nach dem Erkalten der Erdoberfläche durch die Radioaktivität hervorgerufen wurde. Zum Schluß kündigte Prof. Stoklasa die 1. Internationale Ernährungskonferenz an, die im Herbst 1932 in Prag stattfinden wird. H. K.

Der Architekten- und Ingenieur-Verein zu Berlin veranstaltet Montag, 13. April, 20 Uhr, im Reiterhof, Köthener Straße 38, einen Vortrag mit Lichtbildern über „Schwingungen und Erschütterungen von Bauwerken“. Vortragender: Professor Dr.-Ing. Hort. Karten sind in der Geschäftsstelle des Vereins, Wilhelmstraße 92/93, zu haben.

